Der Patriot

Ausgabe B

Fernruf 276 / Bankkonten: Kreissparkasse Büren Konto-Nr. 590 Spar- u. Darlehnskasse Büren / Geschäftsstelle Büren, Adolf-Hitler-Straße 18

Der Sintfeldbote

Bürener Zeitung

Heimatzeitung für den Kreis Büren

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Monatlich 2,01 RM. einschließlich 54 Pfg. Postgebühr. Botenbezugspreis 1,80 RM. (einschließlich Botengeld). Einzelnummer 10 Pfg. Im Falle höherer Gewalt, Betriebsstörung usw. besteht kein Anspruch auf Lieferung und Rückzahlung des Bezugspreises. Anzeigenpreis: 1 mm hoch 46 mm breit 5 Pfg., kleine Anzeigen nicht geschäftlicher Art bis 25 mm Höhe 4 Pfg. Textspalte 1 mm hoch und 93 mm breit 20 Pfg. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Anspruch auf Nachlaß. Gerichtsstand für beide Teile Amtsgericht Büren. Verlagsort Lippstadt.

Kostenl. Beilagen: u. a. Der illustr. Sonntag – Am häusl. Herde

Nr. 6 (1. Blatt) | Büren, Mittwoch, 8. Januar 1941 | 46. Jahrgang

Volkstumssieg ohne Waffen

Nach allen Erfahrungen der Weltgeschichte bedeuten für die betroffenen Völker Krieg und Blutverlust das gleiche. Wir kennen keine entscheidende Auseinandersetzung in der Weltgeschichte, deren Verlauf dem Kriegsgott nicht Hekatomben von Menschenopfern dargebracht hätte, und nicht selten ist allein durch die Opfer während des Ringens der vermeintliche Sieger schon um die Frucht seines Sieges gebracht worden, weil er sich nicht mehr von dem furchtbaren Aderlaß erholen konnte, den ihn sein Triumph gekostet hat.

Das fürchterlichste und warnendste Beispiel hierfür bot wohl der Weltkrieg, der die Jugendblüte der europäischen Völker in hohen Millionenzahlen dahinraffte und doch — für die Gesamtheit des Kontinents — in seinem Ausgang nicht gleichzeitig einen Ausgleich neuen Lebensaufstiegs bot. Denn, ganz abgesehen von der für uns ganz klaren Schuldfrage, hinterließ dieser Krieg das Bild eines zerfleischten Erdteils, der, ohne eine klare Ueberlegenheit des Geistes oder der Waffen auf seiten der Sieger, nun wieder versuchen mußte, sich aus eigenen Kräften neu zu beleben. Daß man in diesem Prozeß das erwiesenermaßen tüchtigste und fleißigste, mithin unentbehrlichste Glied der europäischen Völkerfamilie, nämlich das deutsche Volk, zu einem fronpflichtigen Helotendasein verdammen wollte, spricht vor der Geschichte gegen die „Sieger" von Versailles. Die von blindem Haß und unersättlicher Raffgier diktierte Verewigung des Zustandes von Siegern und Besiegten und die daraus resultierende „Neuordnung" Europas in den Pariser Vorortverträgen von 1919 mußte, da sie nicht der Gesamtheit des Erdteils nützen konnte, der Gesamtheit des Erdteils schaden — also auch den scheinbaren Gewinnern England, Frankreich und ihren demokratischen Trabanten, ganz zu schweigen von Italien, das bereits in der Stunde der Waffenruhe von seinen Verbündeten schamlos betrogen wurde.

Soll ein Krieg wirklich entschieden werden, so muß er ein grundsätzlich neues Kräfteverhältnis zwischen den Partnern schaffen und aus der überlegenen Kraft des wahren Siegers endlich auch eine neue Form des Gemeinschaftslebens hervorgehen lassen. Der Weltkrieg hat diese Bedingungen nicht erfüllt, wohl aber werden sie vor unseren Augen bereits in der gegenwärtigen Auseinandersetzung Tatsache.

Im Gegensatz zu 1914/18 bestimmt zunächst die ganz klare militärische Ueberlegenheit des Siegers diesmal den Ausgang des Ringens. Das ehemalige Polen hat seine Existenzberechtigung mit der militärischen Herausforderung des Reiches verspielt. Ueber die Klarheit der deutschen Waffensiege in Norwegen, Holland und Belgien kann kein Zweifel sein. Das sind keine Zufallsergebnisse, wenn im Abstand weniger Wochen, ja Tage, die Armeen dreier Staaten kapitulierten, das sind Geschichtsentscheidungen von weitwirkender Bedeutung. Am gänzlichen militärischen Niederbruch Frankreichs ist ebenfalls nicht zu deuteln. Englands endgültiger Fall steht noch aus, wohl aber zeichnet sich vor dem historischen Hintergrund dieser ereignisreichen Wochen das deutliche Bild seines Zusammenbruches ab.

(Fortsetzung nächste Seite!)

Wichtiges in Kürze

Newyork. In der Nähe von San Diego (Kalifornien) stürzte ein Transportflugzeug der Marine ab. Unter den Trümmern des abgestürzten Flugzeuges wurden die Leichen der elf Insassen, vier Offiziere und sieben Mann der Marineluftwaffe, aufgefunden.

Berlin. In diesen Tagen wurde am Faakersee in Kärnten ein deutsch-slowakisches Gemeinschaftslager der HJ. eröffnet.

Beirut. Der Führer der ägyptischen Wasdpartei Nahas Pascha bat in einer Botschaft an König Farut um die Ausschreibung von Neuwahlen in Aegypten. Nach der Ansicht Nahas Paschas soll die Wahl „das Volk einigen" und dem Lande eine klare Antwort Englands über das Statut Aegyptens nach dem Kriege sichern. Die Botschaft besagt ferner, daß der Anglo ägyptische Vertrag von 1936 wohl den Interessen Englands diene, aber die ägyptischen schädige.

Bombentreffer in Fabriken

Im Tiefflug gegen kriegswichtige Ziele in Süd- und Mittelengland

London erneut bombardiert

Berlin, 7. Jan. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Im Rahmen bewaffneter Aufklärung wurden trotz ungünstiger Wetterlage kriegswichtige Ziele in Süd- und Mittelengland zum Teil im Tiefflug angegriffen. Auf einem Flugplatz gelang es, eine Anzahl von Bombenflugzeugen am Boden schwer zu beschädigen. Kampfflugzeuge griffen Bahnanlagen aus niedriger Höhe mit Bomben und Bordwaffen an und erzielten in einer chemischen und einer Kugellager-Fabrik mehrere gutliegende Treffer. Einzelne Flugzeuge belegten London in mehreren Anflügen mit Bomben. Hierbei wurden sieben Sperrballone brennend abgeschossen.

Fernkampfbatterien des Heeres nahmen gestern abend ein sich der französischen Küste näherndes feindliches Fahrzeug unter wirksames Feuer.

Der Feind flog auch in der vergangenen Nacht in das Reichsgebiet nicht ein.

Ein eigenes Flugzeug kehrte vom Feindflug nicht zurück.

Drei Frachter aus Geleitzug versenkt

Newyork, 7. Jan. Die Besatzungsmitglieder des holländischen Frachters „Bodegraven", der am Montag aus Liverpool in den Hafen von Boston eingelaufen ist, erklärten, aus ihrem Konvoi seien drei Frachter versenkt worden, und zwar nachdem die begleitenden Zerstörer die Rückfahrt nach England angetreten hatten. Die Namen der versenkten Schiffe werden nicht genannt.

7000-BRT.-Dampfer vermißt

Stockholm, 7. Jan. Der britische Dampfer „Nellore" (6942 BRT.), der von Rabaul kommend am 31. Dezember in Manila erwartet wurde, wird, einer Meldung aus Manila zufolge, seit dem Auslaufen aus Rabaul vermißt. Die Reederei befürchtet, daß der Dampfer ein Opfer eines in der Südsee operierenden deutschen Hilfskreuzers geworden ist.

Italiens Kampf bis zum Endsieg

Entschließung des Ministerrats

Rom, 7. Jan. Der italienische Ministerrat, der sich mit dem Staatshaushalt beschäftigte, nahm eine Entschließung an, in der er den Teilen der italienischen Wehrmacht seinen Gruß entbietet und feierlich „angesichts der kindischen Manöver und der absurden Drohungen, die von diesseits und jenseits des Ozeans kommen, die unerschütterliche Treue Italiens zum Dreimächtepakt und seine Kampfentschlossenheit bekräftigt".

Rom, 7. Jan. Die Resolution des italienischen Ministerrats beherrscht das Bild der römischen Abendpresse und wird als der Ausdruck des gesamten italienischen Volkes, den Befreiungskampf der Achsenmächte von der britischen Tyrannei mit unerschütterlichem Kampfeswillen bis zum Endsieg durchzuführen, stärkstens unterstrichen.

„Giornale d'Italia" betont, die Entschließung des Ministerrates habe Italiens Position in diesem entscheidenden Augenblick des Krieges unzweideutig festgelegt. Italien verfüge heute und in Zukunft über alle nötigen Mittel an Menschen und Material, um den Krieg an allen übernommenen Fronten mit unverminderter Energie fortzuführen und immer größere Kräfte des Feindes auf jene Kriegsschauplätze zu binden, auf die er alle seine materiellen Kräfte konzentriert hat.

Dies seien die Tatsachen, zu denen noch ein moralischer Faktor hinzukomme, nämlich der Stolz der Nation, die auch auf die weniger glückliche, aber nicht entscheidende Stunde mannhaft zu reagieren wisse. Das italienische Volk werde sich nur umso entschlossener für das Vaterland und seine Ziele in diesem Kampf der Armeen gegen die Vorherrschaft der Reichen einsetzen. Vergeblich seien daher die Versuche der englischen Propaganda und ihrer Lautsprecher, Italien — das man als deprimiert darstellen wolle — seinem Verbündeten und den sich selbst gesteckten Zielen abspenstig zu machen.

England, das bereits 15 Monate im Kriege stehe, habe seine wahren Kriegsziele immer noch nicht bekanntgegeben; Italien habe dagegen, noch bevor es in den Krieg eintrat, erklärt, daß es endlich aus jener Armut herauskommen wolle, zu der es die sogenannten Demokraten durch ihre imperiale Hegemonie verurteilt zu haben glaubten. Italien kämpfe für seine nationale Freiheit und Freiheit seiner Arbeit, die ihm bisher sogar im Mittelmeer von den Demokraten verweigert wurde. Diese elementare Wahrheit habe auch der einfachste italienische Arbeiter erkannt. Zur Verwirklichung dieser Ziele muß Italien Opfer bringen, aber Italien hätte jahrzehntelang noch größere Opfer bringen müssen, wenn es dem an seinen Grenzen tobenden Kriege ferngeblieben wäre und nicht an den Ereignissen teilgenommen hätte, die das Schicksal der Völker bestimmen, oder wenn sich Italien vorzeitig aus dem Kriege zurückgezogen hätte.

Die italienische Nation sei zu stolz und zu klug, um diese Wahrheiten nicht zu erkennen und ihre elementare Bedeutung nicht zu verstehen; ihre heldenhaften Kämpfer hätten als erste den Weg des unerbittlichen Widerstandes bewiesen mit Heldentaten, die sogar der Feind anerkannt und bewundert habe.

Das halbamtliche Blatt unterstreicht abschließend, daß dieser Krieg der Aufreibung der gewaltigen Kräfte des britischen Imperiums gelte, aber nur mit dem Sieg der Achse enden könne.

„Blick in die City genügt"

Berlin, 7. Jan. Zu dem Besuch des Gesandten des Präsidenten Roosevelt in London, Hopkins, schreibt die „Sunday Times" in einem Begrüßungsartikel, Hopkins werde in London die Härte der englischen Prüfungen feststellen können. „Coventry und Birmingham, Bristol, Sheffield und Manchester", so heißt es dann wörtlich, „werden es ihm zeigen, aber er braucht nicht weiter zu gehen als bis in die City."

Wir sind überzeugt, daß alle die Punkte, die das Blatt anführt, in ganz besonderem Maße dem Gesandten des USA.-Präsidenten die Härte und Auswirkungen des Krieges vor Augen führen werden. Die Feststellungen der „Sunday Times" lassen nur eines vermissen nämlich die nicht zu übergehende Tatsache daß die jüdisch-plutokratische Kriegshetzerclique Englands es war, die diesen Krieg wollte und ihn systematisch vorbereitete, dabei allerdings den Fehler beging, nicht damit zu rechnen, daß all das, was man dem deutschen Volk zugedacht hatte, das eigene Land treffen könnte.

Ernste Folgen für Englands Wirtschaft

In der City über eine Meile im Umkreis alles Schutt und Asche

Tokio, 7. Jan. In einem Sonderbericht aus London befaßt sich der Vertreter von „Tokio Nitschi Nitschi" mit der Auswirkung der deutschen Bombenangriffe auf die englische Wirtschaft. Diese Angriffe würden täglich besonders für die Schwerindustrie ein immer ernsteres Problem. Allein der Besuch in der City Londons lasse ermessen, wie gewaltig die Auswirkungen vor allem in den Wirtschaftszentren seien, die in den letzten Wochen systematisch von deutschen Kampffliegern angegriffen wurden. Britischerseits sei man ängstlich bemüht, die wirklichen Auswirkungen der Angriffe zu verheimlichen. Der Bombenangriff auf die City, wo sich die Großlager der Welthandelsfirmen befanden, sei nicht nur für die Versorgung der Bevölkerung, sondern auch für den Export von noch unabsehbaren Folgen. Ueber eine Meile im Umkreis der getroffenen City sei alles Schutt und Asche.

Wiederwahl Roosevelts bestätigt

Washington, 7. Jan. Der nordamerikanische Kongreß bestätigte offiziell die Wiederwahl Roosevelts als Präsident und die Wahl von Wallace als Vizepräsident. Roosevelt und Wallace erhielten 449 Wahlmännerstimmen, Willkie und Mc Nary — die republikanischen Kandidaten — 82 hiervon.

Deutsche Reichsbahn im Jahre 1940

Der Abschluß zeigt ein befriedigendes Bild

Gewaltige Leistungen

Berlin, 7. Jan. Wie bereits im Jahre vorher, ist die Deutsche Reichsbahn auch im Jahre 1940 vor Aufgaben unerhörtesten Ausmaßes gestellt worden. Die Reichsbahn hatte nicht nur den sehr starken allgemeinen Verkehr zu bewältigen, der insbesondere infolge der erhöhten Einfuhren aus dem Osten und dem Südosten Europas, der Kohlenlieferungen an das verbündete Italien sowie infolge der verkehrsmäßigen Einbeziehungen und der beginnenden wirtschaftlichen Erschließungen der eingegliederten Gebiete eine beachtliche Höhe erreichte. Darüber hinaus mußte sie auch den außerordentlich großen Anforderungen der Wehrmacht entsprechen. Hier ergaben sich nie zuvor erreichte Spitzenleistungen; der Betriebsapparat der Reichsbahn konnte trotz allem seine erstaunliche Elastiztität und Leistungsfähigkeit voll beweisen. Das ist neben straffen Maßnahmen der Verkehrsleitung in erster Linie der hingebenden Arbeit der deutschen Eisenbahner zu danken.

Die Gesamteinnahmen der Deutschen Reichsbahn im Geschäftsjahr 1940 werden sich voraussichtlich auf etwa 7,6 Mrd. RM. belaufen gegenüber rd. 5,8 Mrd. RM. im vergangenen Jahr, das sind rund 1,8 Mrd. RM. oder rund 31 v. H. mehr. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß die Einnahmen aus den Strecken der eingegliederten Ostgebiete 1941 erstmals für das ganze Jahr in den Einnahmen der Reichsbahn mitenthalten sind, daß sich weiter das Reichsbahnnetz durch die Wiedereingliederung von Eupen, Malmedy und Moresnet in das Reichsgebiet und durch die Verstaatlichung einer Reihe von Privatbahnen von Luxemburg, Elsaß und Lothringen gegenüber dem Vorjahre erheblich vergrößert und daß sich schließlich im Personenverkehr die Aufhebung der Fahrpreisermäßigungen mit Wirkung vom 15. Januar 1940 ausgewirkt hat. Das Einnahmeergebnis des Jahres 1940 ist als außerordentlich befriedigend zu bezeichnen.

Naturgemäß haben sich infolge der erhöhten Leistungen und der Vergrößerung des Streckennetzes auch die Aufwendungen gegenüber 1939 erheblich erhöht. Dabei mußte bei der Bemessung des für die planmäßige Anlageerneuerung erforderlichen Aufwandsbetrages insbesondere für die notwendige Beseitigung von Kriegsschäden im Elsaß und in Lothringen sowie für den Ersatz von Reichsbahnanlagen im Zusammenhang mit der baulichen Neugestaltung deutscher Städte durch Einstellung entsprechender Erneuerungsbeträge Vorsorge getroffen werden. Der danach verbleibende Betriebsüberschuß reicht zur Deckung der der Reichsbahn im Rahmen der Gesamtrechnung obliegenden Verpflichtungen aus. Die Rechnung der Reichsbahn ist danach in Einnahme und Ausgabe ausgeglichen. Die Aufwendungen in der Kapitalrechnung haben sich vor allem infolge der Tilgung der restlichen Arbeitsbeschaffungswechsel in Höhe von 300 Mill. RM. gegenüber dem vergangenen Jahr wesentlich erhöht.

Im Rahmen der planmäßigen Zinsensenkungsaktion der Reichsregierung hat die Reichsbahn bekanntlich die mit 7 v. H. verzinslichen Reichsbahnvorzugsaktien zum 1. Juli 41 zur Einlösung aufgerufen. Gleichzeitig hat sie der Oeffentlichkeit ein Umtausch- und Zeichnungsangebot für eine 4prozentige Reichsbahnanleihe 1940 in Höhe von 1500 Mill. RM. unterbreitet. Das Endergebnis dieser großen Zinskonversion war überaus günstig. Der Gesamtschuldenstand der Reichsbahn ist weiterhin günstig. Ihre langfristigen Verbindlichkeiten belaufen sich auf rund 4,0 Mrd. RM. Demgegenüber stellte sich ihr Anlagevermögen Anfang 1940 auf fast 39 Mrd. RM. und ihr Eigenkapital auf rd. 20 Mrd. RM. Durch die Uebernahme der Eisenbahnen in den Westgebieten wird sich ihr Anlagevermögen weiter erhöhen. Zusammenfassend ist festzustellen, daß der Abschluß des Jahres 1940 ein befriedigendes Bild zeigen wird.

Volkstumssieg ohne Waffen

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

Daß er gründlich und vollkommen sein wird, ist jedes Einsichtigen völlige Ueberzeugung.

Mit der „Vollendung des größten Sieges der deutschen Geschichte" aber, den der Führer für 1941 verheißen hat, ist das Kräfteverhältnis in Europa klar. Die Achse hat sich dann die absolute Vorrangstellung und Führungsberechtigung erkämpft. Erkämpft in einem Kriege, dessen Fronten gewaltig, dessen Auswirkungen auf die Weltgeschichte noch unabsehbar sind.

Und nun zur Gegenprobe, die für den „Untergang des Abendlandes", den wir Nationalsozialisten aus unserem Lebensgefühl heraus immer leidenschaftlich verneint haben, von entscheidender Bedeutung ist: Wohl zum erstenmal in seiner Geschichte erlebt es unser Volk, daß Krieg und Blutverlust nicht miteinander identisch sind. Einmal hat die Genialität der Feldherrenkunst und politischen Führung Adolf Hitlers die Blutverluste der kämpfenden Truppe auf ein Mindestmaß herunterzudrücken gewußt. Zum anderen aber sind im Strome der modernen Völkerwanderung aus Ost- und Südosteuropa sowie aus den baltischen Ländern ungefähr zehnmal soviel lebendige deutsche Menschen in das Reich gezogen als deutsche Soldaten in den weltbedeutenden Schicksalsschlachten ihr Leben lassen mußten. Der Blutverlust des gesamtdeutschen Volkes im Weltkrieg wird mit 3 Millionen Menschen ohne die an Englands Hungerblockade zugrunde gegangenen Frauen und Kinder beziffert, der Gewinn an deutschen Menschenleben umfaßt heute schon während dieses Krieges nach Abzug der Gefallenen nahezu 400 000 Menschen!

Zum Reich aller Deutschen kamen außer den vielen hunderttausend in den befreiten Gebieten des Ostens und Westens ansässig gewesenen Volksgenossen

aus Lettland	51 000 Deutsche
aus Estland	12 000 Deutsche
aus Wolhynien und Galizien	130 000 Deutsche
aus dem Chulmer u. Lubliner Land	31 000 Deutsche
aus Bessarabien	90 000 Deutsche
aus dem Nordbuchenland	45 000 Deutsche
aus dem Südbuchenland	45 000 Deutsche
aus der Dobrudscha	14 000 Deutsche

als Blutzustrom hinzu. Das ist ein Volkstumssieg ohne Waffen, der vielen gewonnenen Schlachten gleichkommt. Die europäische Geschichte kennt kein Gegenbeispiel für einen solchen Kraftzuwachs eines kriegführenden Volkes, kein Gegenbeispiel für eine geniale Führerkonzeption, die das Blutopfer eines Krieges in einen Sieg des lebendigen Volkstums umwandelt.

Diesen Tatbestand vor Augen, können wir erst Adolf Hitlers Willen in seiner ganzen Bedeutung ermessen, nach dem er entschlossen ist, deutsches Blut, weil es unersetzlich ist, soweit wie irgend möglich zu schonen und den unzweifelhaften Sieg der deutschen Waffen zu einem unvergleichlichen Triumph des deutschen Bluterbes auszuweiten. Wir wissen, daß ihm dafür nicht nur unzählige deutsche Familien, die dem Führer ihre Männer, Brüder und Söhne als Soldaten anvertraut haben, sondern viele Geschlechter kommender Zeiten durch ihren Willen zur Arbeit und Tat ein lebendiges Denkmal setzen werden.

E. G. Dickmann

Kurz berichtet

Der französische Innenminister Peyrouton gibt bekannt, daß er die Auflösung und Ausschaltung der Freimaurerlogen planmäßig und methodisch durchführe und auch jenen Geheimgesellschaften nachspüre, die sich jetzt vielleicht noch verbergen sollten.

Zürich. Obwohl die Schweiz mit England augenblicklich einen sehr beschränkten Geldverkehr hat, gibt die Vereinigung der Schweizer Banken bekannt, daß in der Schweiz gefälschte englische Banknoten in Umlauf gesetzt worden sind.

Die plutokratische Gewinngier

„Nur" 50 Proz. steuerfreie Dividende

Genf, 7. Jan. Der Wirtschaftsteil der englischen Presse gewährt in immer wieder neuen Formen Einblicke in die eigentlichen Ursachen des englischen Krieges. Die Flugmotorenfabrik S. Smith u. Sons steigerte im Verlauf der letzten Monate bis zum Abschluß ihres Geschäftsjahres zum 1. Oktober ihren Reinüberschuß mühelos um fast 1½ Millionen Mark.

Die Gesellschaft entschuldigte sich bei ihren Aktionären, daß sie trotzdem „nur" für das halbe Aktienkapital 50 Prozent steuerfreie Dividende zahle. Die Kriegssteuern seien aber derart hoch, daß sie über diese 50 Prozent, die sie schon in den voraufgegangenen beiden Geschäftsjahren abführte, vorerst nicht hinausgehen könne.

„Die Steuern fressen alles fort!", erklärte der plutokratische geschäftsführende Direktor; denn 50 Prozent hält er für ganz normal, beinahe für schäbig. Aus dieser hemmungslosen Gewinngier entsprangen die zahllosen Raubkriege Englands, von denen dieser englische Krieg der letzte gewesen sein muß.

Neuer britischer Notschrei

Genf, 7. Jan. Der Abfall-Kontrolleur des englischen Munitionsministeriums, M. G. Judd, wendet sich erneut in einem Aufruf an die englische Bevölkerung um Ablieferung des gebrauchten Einwickelpapiers, das noch in den Haushaltungen sein müsse. Er habe mit Bedauern festgestellt, daß die Ablieferung von Altpapier in den letzten Monaten um über ein Drittel zurückgegangen ist. Er müsse ernstlich auf Rücklieferung alles gebrauchten Pack- und Einwickelpapiers dringen, weil dadurch Schiffsraum für andere Zwecke frei werde.

Das ist das amtliche England von heute, das die englische Oeffentlichkeit noch vor wenigen Monaten immer wieder zu Spottreden über deutsche Sparmaßnahmen veranlaßte.

Streik in britischen Häfen

Moskau, 7. Jan. Nach einer in den Moskauer Blättern veröffentlichten Taß-Meldung aus London ist in verschiedenen englischen Häfen wegen Lohnstreitigkeiten ein Streik griechischer Seeleute ausgebrochen. Die Streikenden, deren Zahl über tausend betrage, sollen aus England abgeschoben werden. Nach zuverlässigen Informationen seien 52 der streikenden griechischen Seeleute ins Gefängnis geworfen worden.

Englands Kräftezersplitterung

Rom, 7. Jan. In der Stunde der Abrechnung wird man erkennen, wie sehr die England von Italien aufgezwungene Kräftezersplitterung zum englischen Schicksal beigetragen hat, erklärt der diplomatische Mitarbeiter der Agenzia Stefani. Die Tatsache, daß der Ring um die englische Insel sich immer enger schließt wie auch die ständig wachsende Zahl der U-Boote der Achse könnte England nicht hoffen lassen, daß seine Lage sich bessern werde.

In diesem Zusammenhang erinnert der diplomatische Mitarbeiter der Stefani daran, daß im Weltkriege die deutschen Werften serienmäßig monatlich 30 U-Boote vom Stapel ließen. Inzwischen halte Deutschland von den norwegischen Häfen bis zur Biscaya seine Heere bereit für den Schlußangriff gegen den letzten Feind. Diese wie ein Alpdruck auf der Insel lastende Bedrohung veranlasse England, irgendwelche weit entfernten Unternehmungen zu versuchen. Das sei der Grund für die englische Offensive mit einer Massierung von Tanks, Schiffen und Luftstreitkräften in der Marmarika, die jedoch das Schicksal der britischen Insel nicht im geringsten beeinflussen könne. Das italienische Volk sei stolz entschlossen, diesen Krieg bis zum Ende zu führen. Die Achse sei ein granitner Kräfteblock, der es nicht notwendig habe, andere Staaten um Hilfe anzugehen, während Großbritannien gezwungen sei, sogar unter Abtretung von Teilen seines Imperiums um Hilfe nachzusuchen, was klarer als alles andere das Uebergewicht der Achsenmächte und die Schwäche Englands aufzeige.

Bombenabwürfe auf Irland

Berlin, 7. Jan. Ausländische Blätter haben in den letzten Tagen wiederholt gemeldet, daß in den Nächten vom 1. auf den 2. und vom 2. auf den 3. Januar Flugzeugbomben über irischem Gebiet abgeworfen worden seien. Bei einigen dieser Bomben sollen die Sprengstücke deutsche Herkunft erkennen lassen.

Die britische Lügenagitation ist nun am Werke, diese Behauptung als eine planmäßige deutsche Herausforderung Irlands erscheinen zu lassen. Es wirkt dies besonders erbärmlich, wenn man sich daran erinnert, wie die britischen Luftstreitkräfte selbst immer wieder über Marseille, Genf, Zürich, Basel usw. systematisch fremdes Hoheitsgebiet verletzt und dort Zerstörungen angerichtet haben.

Trotzdem hat sich nun die deutsche Regierung gewissenhaft bemüht, festzustellen, ob irgendeine, etwa durch Witterungsumstände bedingte versehentliche Verletzung irischen Hoheitsgebietes durch deutsche Flugzeuge überhaupt stattgefunden haben könnte. Es sind zu dem Zweck sofort alle erforderlichen Ermittlungen angestellt worden; diese Untersuchungen sind noch nicht abgeschlossen. Es steht aber schon jetzt fest, daß deutsche Bombenabwürfe über Dublin in der Nacht vom 2. auf den 3. Januar von vornherein ausgeschlossen gewesen sind. Es liegt hier im Gegenteil wie im Falle der „Athenia" der Verdacht nahe, daß es sich um englische Bombenabwürfe mit provokatorischen Absichten nach Churchillscher Methode handelt.

Die irische Regierung hat wegen der Bombardierung bei der deutschen Regierung am 6. Januar einen Schritt unternommen und dabei Einzelangaben gemacht. Auch diese Angaben werden zur Zeit noch nachgeprüft. Sollte sich hier oder auf Grund etwaiger weiterer Untersuchungsergebnisse herausstellen, daß deutsche Flugzeuge durch ein bedauerliches Versehen an den Vorfällen in der Nacht vom 1. auf den 2. Januar auch nur beteiligt gewesen sein könnten, so würde die deutsche Regierung nicht zögern, hierfür ihr Bedauern auszusprechen und Schadenersatz anzubieten.

Verrätergeneral de Gaulle

Ein Werkzeug des Intelligence Service. — Er wollte einen französischen Bürgerkrieg entfesseln.

Genf, 7. Jan. In der „Action Francaise" vom 5./6. Januar veröffentlicht Charles Mauras ein Schreiben von einem hohen französischen Offizier, der nach dem Waffenstillstand mehrere Monate in England zubrachte und dort die Entwicklung des Unternehmens des Exgenerals de Gaulle verfolgte.

In diesem Bericht stellt der französische Offizier fest, man konnte schon zu Beginn wahrnehmen, daß de Gaulle den Mittelpunkt einer hauptsächlich aus ehemaligen jüdisch-französischen Journalisten bestehenden Clique darstellte. Die ganze Unternehmung des französischen Verrätergenerals werde durch den Intelligence Service manövriert und zielte von Anfang an auf die Auslösung eines französischen Bürgerkrieges ab. Die Fäden der Bewegung hatte in Tat und Wahrheit der englische General Spears in der Hand, der Jude und ein intimer Freund und viel gerühmter Ratgeber von Premierminister Churchill sei. Es sei auch Spears gewesen, der dem ehemaligen Ministerpräsidenten Paul Reynaud im Juni 1940 das famose Projekt einer franco-britischen Union unterbreitete.

Es bestehe nicht der geringste Zweifel, so schreibt der französische Offizier weiter, daß das ganze Unternehmen de Gaulles vollständig und ausschließlich im Dienste seiner britischen Majestät stehe. Die Franzosen spielten nur die Rolle von Marionetten oder Hampelmännern, es gebe keine Wahrheit, die mehr verdiente, gehört zu werden.

Die letzten Stellungen von Bardia gefallen

Nach 25 Tagen heldenhaften Kampfes — Sechs Feindflieger abgeschossen

Rom, 7. Jan. **Der italienische Wehrmachtsbericht vom Dienstag hat folgenden Wortlaut:**

Das Hauptquartier der Wehrmacht gibt bekannt:

Die letzten Stellungen, die noch in Bardia Widerstand leisteten, sind am Abend des 5. Januar gefallen. Unsere Truppen haben 25 Tage lang mit nicht zu übertreffendem Heldenmut gekämpft und dem Feind

schwere Verluste zugefügt. Schwer waren auch unsere Verluste an Material, Gefallenen, Verwundeten und Vermißten.

Im Verlauf eines Einfluges auf Tobruk sind zwei Flugzeuge von der Marine-Flak brennend zum Absturz gebracht worden.

An der griechischen Front haben wir uns durch einen erfolgreichen Handstreich einer wichtigen Stellung bemächtigt, wo uns vom Feind zurückgelassene automatische Waffen und Munition in die Hände fielen.

In einem zu unseren Gunsten ausgegangenen Gefecht zwischen Streifen haben wir einige Gefangene gemacht. Feindliche Flugzeuge haben einen unserer Stützpunkte angegriffen. Eine Blenheim wurde von der Flak abgeschossen.

Eine auf Streifenflug befindliche Jagdformation schoß beim Zusammentreffen mit feindlichen Fliegern drei davon ab.

Eine andere unserer Formationen hat trotz ungünstiger Witterungsverhältnisse wichtige feindliche Ziele bombardiert.

Alle unsere Flugzeuge sind zurückgekehrt.

In Ostafrika sind feindliche motorisierte Elemente von unserem Artilleriefeuer in die Flucht geschlagen worden.

An der übrigen Front Streifen- und Artillerietätigkeit.

Scharfer japanischer Protest

Matsuoka ahndet die grobe Verletzung der Kriegsrechte

Tokio, 7. Jan. Außenminister Matsuoka ersuchte, wie Domei meldet, heute den britischen Botschafter Craigie, in der Angelegenheit des Bermuda-Zwischenfalles im Außenamt zu erscheinen. Bekanntlich wurden neun Japaner auf dem Wege nach Lissabon am 23. Dezember von den britischen Behörden in Bermuda rechtswidrig behandelt. Der Außenminister erhob heute gegenüber dem britischen Botschafter im Verlauf der Besprechung strengen Protest, wobei er, wie amtlich verlautet, hervorhob, daß „die von den britischen Behörden ergriffenen Maßnahmen einen Mißbrauch der Kriegsrechte und einen illegalen Akt darstellte, der die Rechte von Staatsbürgern Japans, einem neutralen Lande, empfindlich verletze.

Der Außenminister forderte, daß die britische Regierung sofort zufriedenstellende Schritte zur Beilegung des Falles unternehme.

Zwischen Nacht und Tag gegen England

Von Kriegsberichter Werner Kark

. . . . .7. Jan. (PK.) Bereits die ersten Tage des neuen Jahres haben der Weltöffentlichkeit bewiesen, daß der Kampf- und Vergeltungswille der deutschen Luftwaffe ungebrochen ist. Es hat Zweifler genug drüben gegeben, die den Kampfflugzeugen im Winter nur sehr beschränkte Aktionsfähigkeiten zuschreiben wollten. An ihrer Spitze steht der englische Premierminister. Die schreckvolle Wirklichkeit selbst hat dieses in den letzten Monaten widerlegt. Wer glauben wollte, daß die Massenangriffe des Sommers und des Herbstes die letzten und höchsten Mittel unserer Luftstreitkräfte bedeuteten, wurde durch die Stationen Coventry bis Cardiff eines Besseren belehrt. Die Jahresbilanz des Oberkommandos der Wehrmacht hat an Hand von unbestechlichem Zahlenmaterial bewiesen, daß unsere Schläge gegen die Zentren des englischen Widerstandes mit unerhörter Wucht geführt worden sind. Wem nicht mit imponierenden Angaben das Gewicht deutscher Bombenabwürfe auf die Insel im Vergleich zu den geringfügigen Aktionen der RAF. im Reich gedient ist, mag als Kronzeugen unsere Flieger anrufen, die selbst die Riesenbrände britischer Industriestädte geschaut haben und dazu in ihren Urlaubstagen am Jahresschluß die Ergebnisse des Gegners in der Heimat sich ansehen konnten.

Neben die lebenswichtigen Bezirke im Großraum der englischen Hauptstadt, neben die Rüstungswerke der Midlands mit den Zentren Coventry und Birmingham, neben den Umschlagplatz Liverpool, den „Kleiderschrank" Manchester und die Stahlfabriken von Sheffield ist in den letzten Tagen als neuer Schwerpunkt unserer Luftangriffe des Krieges das Gebiet im Bristol-Kanal getreten. Der „Kohlenpott" von Wales mit den großen Häfen Cardiff und Bristol lag drei Tage im Bombenhagel unserer Kampfflugzeuge. Angriffsführung und Erfolgsbild glichen allen vorhergehenden Operationen. Sie haben auch diesen Städten vom Einbruch der Dunkelheit bis zum ersten Glanz des neuen Tages nicht den von den Briten heraufbeschworenen Schrecken des totalen Luftkrieges erspart. Weithin leuchtende Brände, die unaufhörlichen Explosionen unserer schwersten Bomben waren auch hierfür Beweise genug.

Die Präzision des Ablaufs unserer Kampfhandlungen in dieser Jahreszeit mag in der Heimat nicht über die Schwere der Einsätze hinwegtäuschen. Die geringfügigen Verluste bei den Verbänden dürften auch zu der Annahme verleiten, daß unsere Besatzungen unter ungleich besseren Bedingungen fliegen könnten, als es vielleicht in den heißen Wochen der Auseinandersetzung in den Sommer- und Herbstmonaten der Fall gewesen ist. Nur wer selbst unter diesen Männern lebt und Augenzeuge ihrer starken Beanspruchung ist, die Jahreszeit und Nachtflug allein bedeuten, kann erst den rechten Umfang ihrer Leistungen würdigen. Was Offiziere und Mannschaften in Vorbereitung und Durchführung dieser Aktionen Tag um Tag und Nacht um Nacht zu leisten haben, ist nur in der Mitte ihres Dienstbetriebes zu ermessen und läßt sich nur nachfühlen, wenn man — sei es im Stab, sei es auf dem Staffelliegeplatz — nur eine dieser schlaflosen Nächte am Boden selbst erlebt, oder aber einige Stunden am Himmel Englands unter heißender Kälte und Feindeinwirkung verbracht hat. Vor allem heißt es draußen ebenso wie in der Heimat das namenlose Werk des Bodenpersonals mit höchster Bewunderung anerkennen lernen. In diesen Wochen der großen Auseinandersetzung wird auch von diesen Männern letzte Hingabe für unsere kriegsentscheidenden Aktionen verlangt. Was es aber bedeutet, 10, 12 und oft noch mehr Stunden des Tages und der Nacht unter den beschwerlichen Umständen dieses kalten Winters hier im Norden Frankreichs harte körperliche Arbeit zu leisten und dabei noch mit die Verantwortung für den reibungslosen Ablauf des empfindlichen Flugzeugmechanismus zu tragen, das kann nur aus ihrem Lebenskreis selbst begriffen werden. Auf unseren Feldflughäfen erfüllt sich das harte Gesetz des Krieges, und neuerlich ist eine Generation dabei, ihre Pflicht schweigend zu erfüllen. Die Nation möge diesen Männern ihre Dankbarkeit bewahren.

Wir haben es in diesen Tagen bei unserer Staffel selbst erfahren können, als in der vierten Nacht des neuen Jahres wieder Maschinen unseres Verbandes zum Bristol-Kanal flogen. Das Ziel war die Stadt Bristol. Der Start war in den frühen Morgenstunden angesetzt. Mit Anbruch des neuen Tages sollen die Flugzeuge heimkehren. Viele unserer Kameraden vom Bodenpersonal waren bereits am Tage zur Wartung der Maschinen, zur Beladung und Betankung eingesetzt. Als wir nach Mitternacht von der Flugbesprechung zu den Maschinen eilten, standen sie treulich am Staffelliegeplatz, vermummt gegen die Eiskälte und halfen unsere Vögel startklar machen. Fröstelnd kletterten wir hinein, gewannen nach dem Start an Höhe und flogen unseren Kurs zum Ziel. Bristol brannte bereits. Die Flammenzeichen dieser Nacht waren schon im Anfang sichtbar. Auch unsere Bomben schwersten Kalibers trafen die Hafenanlagen der Stadt. Mit den ersten Schatten der Dämmerung des vorhergehenden Tages waren deutsche Kampfgeschwader im rollenden Angriff im Ziel erschienen. Wir flogen nun gegen Osten, dem Tage zu. Im bleichen Licht zeichneten sich Wolkenberge unter uns ab. Ein neuer grauer Tag für England zog herauf. Tageslicht lag auf dem Rollfeld, als wir landeten. Die Maschinen standen, das Brausen der Motoren war erloschen, wir stiegen aus. Und die gleichen Männer, denen unsere letzten Blicke beim Anrollen galten, unser Bodenpersonal, waren an der gleichen Stelle, wo wir sie verlassen hatten, lotsten das Flugzeug auf den alten Platz, fragten besorgt nach irgendwelchen Schäden, die sich ergeben haben könnten, waren restlos glücklich, als der Flugzeugführer nur bestätigen konnte, daß der Vogel folgsam war, und taten noch vor der Heimfahrt die letzten Handreichungen an der Maschine.

Wir wechselten dann kein Wort im Autobus auf der Fahrt zur Unterkunft. Wozu auch? Wir hatten alle unsere Pflicht getan. Unser wartete — welch eine Beglückung! — heißer Kaffee und ein Butterbrot und dann ein Bett, ein Bett!

Für den Abend war Ruhe angesetzt.

Tiere mit Schrotflinten

Von Dr. G. von Frankenberg

Ein geistvoller deutscher Zoologe, Otto zur Straßen, war es, der zuerst vom „Prinzip der Schrotflinte" gesprochen hat. Der Ausdruck erklärt sich fast von selbst: Der Jäger greift in bestimmten Fällen zur Schrotpatrone, weil er zu wenig Aussicht hätte, mit der Kugel ein kleines, schnell sich bewegendes Ziel zu erreichen. Das Schrotkorn, das die Beute zur Strecke bringt, ist in gewissem Sinne — die Herren Jäger mögen das nicht falsch auffassen! — ein Zufallstreffer, aber der Schütze hat eben dem Zufall auf die Sprünge geholfen, ihn sozusagen erzwungen!

Und dies ist nun im Grunde die gleiche Methode, deren sich die Natur tausendfach bedient, um ihr Ziel, die Erhaltung einer Tier- oder Pflanzenart, zu erreichen. Ein hübsches Beispiel bietet uns das Springkraut, dessen Ueberhandnehmen in unseren Parks und Wäldern mit Recht beklagt wird. Mittels einer Art kleiner Sprungfedern schleudert es seine Samen rings um sich, so daß einige leicht wieder einen günstigen Platz finden.

So buchstäblich ist die Schrotflinte nun allerdings selten vorhanden. Sie kann unendlich mannigfach beschaffen sein. Warum mögen wohl die Ameisen auf ihren Straßen und ihrem Haufen so durcheinander wimmeln? Sehr einfach: Der Stock vergrößert dadurch seine Oberfläche: Patrouillen haben mehr Aussicht, einen guten Fang zu tun, als ein an seinen Platz gebannter Posten. Das scheinbar sinnlose Umherlaufen ist also eine Suchbewegung.

Steigen wir nun einmal auf der Stufenleiter tierischer Organisation zu jenen mikroskopisch kleinen Wesen hinab, deren Körper aus einer einzigen Zelle besteht! Schon hier kennt man ausgesprochene Suchbewegungen. Nehmen wir an, ein Pantoffeltierchen — so heißt eine sehr häufige Einzellerart ihrer Form wegen — stoße in seinem Wassertropfen auf irgend ein winziges Hindernis. Sofort kehrt es den Schlag seiner Wimpern um, so daß es jetzt rückwärts schwimmt. Nun schlagen die Wimpern der linken Seite nach rechts, und dadurch beschreibt es mit seiner Körperachse einen Kegelmantel. Dabei strudelt es sich ständig Wasser heran, und sobald die Probe günstig ausfällt, schwimmt es wieder vorwärts. Natürlich tut es das alles nicht bewußt, aber sein Bau und seine Reaktionsweise sind so praktisch eingerichtet, daß es dennoch „probieren" kann.

Sehr hübsch funktioniert auch der Probiermechanismus, den der Physiologe Bethe bei Taschenkrebsen entdeckte. Hält man einen Dwaslöper — so heißen die kleinen Krebse in Ostfriesland — an einem Bein der linken Seite fest, dann sucht er zunächst nach rechts zu entfliehen. Glückt das nicht, so stemmt er sich mit den anderen Bein gegen die Hand des Angreifers und strebt das festgehaltene Bein an sich heranzuziehen. Bleibt auch das ohne Erfolg, dann geht er zum Gegenangriff über: Er zwickt uns mit der linken Schere in die Hand. Sind wir zäh genug, auch jetzt noch nicht nachzugeben, so bleibt ihm noch ein letztes Mittel: Er dreht sich halb herum und kneift nun auch mit der rechten Schere zu.

Es klingt verblüffend, ist aber von jedermann leicht nachzuprüfen, daß sogar Pflanzen Suchbewegungen machen. Denn was ist es sonst, wenn der Sproß der Winde und anderer Kletterpflanzen gewissermaßen ringsum tastet, bis er eine Stütze gefunden hat! Die Passionsblume hat Fadenranken von 20 Zentimeter Länge, die in der erstaunlich kurzen Zeit von 40 Minuten vollständig umherzukreisen vermögen.

Weitere Beispiele werden meinen Lesern von selbst einfallen. Besonders originelle Einrichtungen sind fast immer getroffen, um das Zusammenfinden der Geschlechter zu sichern. Tonwellen, Düfte, Lichtsignale werden ausgesandt und mit entsprechenden Empfangsgeräten aufgenommen. Manchmal findet freilich gar keine Paarung statt. Die Seeigel z. B. entleeren in der Regel einfach Eier und Samen ins Wasser. Sie dürfen darauf vertrauen, daß es bei deren ungeheurer Menge — das Weibchen des eßbaren Seeigels bringt in jeder Fortpflanzungsperiode rund 20 Millionen Eier hervor! — dennoch zu zahlreichen Befruchtungen kommt, was ja wiederum auf einen Suchmechanismus hinausläuft.

Selbst die Spiele der geistig hochstehenden Tiere wirken als Sucheinrichtungen. Das Kätzchen, das mit einem Knäuel „Fangen" spielt, findet dabei unbewußt die vorteilhaftesten Methoden zum Gebrauch seiner Krällchen und Muskeln heraus, und ebenso gewinnt das Menschenkind vor seinem Baukasten bestimmte Grundanschauungen, die ihm später das Verständnis für Mathematik und Mechanik sehr erleichtern.

Der gewaltigste Probierapparat der Lebewesen aber liegt in ihrer Fähigkeit zu Erbänderungen und in der durch den Daseinskampf gegebenen Auslese. Mittels ihrer „Variabilität" tastet jede Art gewissermaßen ihren Lebensraum rundherum ab, und wo eine neue Form zusagende Bedingungen findet, da setzt sie sich fest. Die dadurch zustandekommenden Anpassungen sind oft so großartig, daß sie durchaus wie das Werk eines denkenden Wesens erscheinen. Tatsächlich sind es aber die Anforderungen des Daseins, die unter den innerhalb jeder Art auftretenden Formen und Rassen wählen. Es ist die unerbittliche Logik der Tatsachen, die hier „denkt" und das Rechte trifft.

Damit aber schließt sich auf überraschende Weise ein Kreis: Auch das einzige wirkliche Denkorgan, das wir kennen, das Gehirn des Menschen, ist ein Probiermechanismus, freilich ein wahrhaft vergeistigter. Durch Spiel und Lernen, Erleben und geistiges Weiterbauen kommt im Menschenhirn ein immer genaueres Abbild der Dinge zustande. Es ist eine Art Modell, an dem wir ausprobieren können, was draußen in der Welt geschieht oder zu unserem Vorteil geschehen könnte, wenn wir die und die Maßnahmen träfen. Welch ein wundervolles Organ! Wie verschwenderisch arbeiten ihm gegenüber die Probierapparate der Tiere und Pflanzen! Wie der Chemiker im Reagenzglas zwei Stoffe aufeinander wirken läßt, statt mit Tausenden von Tonnen zu experimentieren, so prüft auch das Gehirn in Gedankenschnelle, ohne dabei die Stoffe und Energien selbst, die geordnet werden sollen, in Bewegung zu setzen. Auch hier aber wirken Variation und Auslese: Die Phantasie zeigt eine Fülle von Möglichkeiten, der sichtende Verstand wählt diejenige aus, die im Laboratoriumsversuch des Durchdenkens das beste Ergebnis liefert.

Solch' eleganten und leistungsfähigen Probiermechanismus hat kein anderes Wesen auf Erden. Doch selbst die einfachste Sucheinrichtung bedeutet schon einen großen Vorteil. Glückliche Zufälle springen einem nur selten in den Schoß. Aber Leben ist Kampf, und das Glück läßt sich nicht zwingen!

Steinzeug statt Eisen

Von G. von König

In der Nähe der Stadt Köln liegt die Industriegemeinde Frechen, in deren Umgebung sich große ausgedehnte Braunkohlengruben befinden. Lange bevor die Braunkohle Beherrscherin der Frechener Industrie wurde, nahmen hier das Töpferhandwerk und die Steinzeugfabrikation eine hervorragende Stellung ein. In früheren Jahrhunderten, als man den Wert der Braunkohle noch nicht erkannt hatte, sah man die darunterliegende Tonschicht als die wichtigere an. Ihr verdankte Frechen eine blühende keramische Industrie. Ihre Erzeugnisse, die man heute in den Museen und Sammlungen als „Bartmanns-Krüge" bewundert, stammen zum Teil aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Diese bauchigen, braunen Gefäße, mit reichen Verzierungen oder kunstvoll ausgearbeiteten Medaillons geschmückt, sind lebendige Zeugen der alten Töpferkunst, an deren Stelle später die Tonröhren- und Steinzeugindustrie getreten ist. Die Frechener Tonröhren, Futterkrippe und Sinkkästen haben mit den Bartmannskrügen aber eines gemeinsam: den Rohstoff, aus dem sie hergestellt werden und der in beinahe unerschöpflichen Tonlagern vorhanden ist.

Kandelaber aus Steinzeug

Man sieht im Dienste der Straßenbeleuchtung heute überall Kandelaber, die aus Gußeisen, Stahlrohr oder aus Beton bestehen. Auch für die letztgenannten sind erhebliche Mengen Eisen nötig. Die Erzeugung der deutschen Eisenindustrie ist an die heimischen Erze gebunden, aber die Anforderungen übersteigen die Leistungsfähigkeit. Die deutschen Vorkommen liegen im Westen, so an der Sieg, der Lahn, der Dill, im Sauerland, dann im Harz und in Oberschlesien, in der wiedergewonnenen Ostmark. Dies alles reicht nicht hin, um den wachsenden Bedarf zu decken. Es ist daher notwendig, überall dort, wo es angeht, Eisen durch ein anderes Material zu ersetzen.

Zur rechten Zeit ist nun in einem Frechener Steinzeugwerk eine Erfindung gemacht worden, die es ermöglicht, die Kandelaber aus Eisen, Stahl oder Beton durch solche aus Steinzeug zu ersetzen.

Im Verlaufe vieler Versuche entstand dieser Steinzeugkandelaber. Er ist aus dem gleichen Stoff wie die Rohre und Krippen und wird aus dem gleichen Ton hergestellt wie seinerzeit die Bartmannskrüge. Der schlanke Mast hat ein rötlich-braunes Aussehen und ist glasiert. Damit fällt die Notwendigkeit des Anstriches fort, was eine wesentliche Ersparnis bedeutet. Auch fehlt bei dem Steinzeugkandelaber jegliche Zersetzung durch Witterungseinflüsse, wie sie sich in den Rostschäden am Eisenmast zeigt. Die Einbußen dieser Art sind von außerordentlichem Umfange. Dr. Todt schätzt sie auf etwa zwei Milliarden Mark im Jahr. Ein Teil dieser Verlustes entfällt auch auf die eisernen Kandelaber.

In seiner Festigkeit steht der Steinzeugkandelaber wegen seiner bedeutenden Wandstärke denjenigen aus Gußeisen oder Beton nicht nach; er ist wetterbeständig und hat eine fast unbegrenzte Lebensdauer. Im Gewicht besteht kein großer Unterschied zwischen dem Ton- und Eisenkandelaber. Transport und Aufstellen sind nicht allzu schwer, da sich der Steinzeugkandelaber aus zwei Teilen zusammensetzt, die erst an Ort und Stelle montiert werden.

Tausende Tonnen Eisen können gespart werden

Genaue Angaben, wieviel Kandelaber für die Gas- und Elektrizitätsbeleuchtung in Deutschland vorhanden sind, gibt es nicht. Eine ganz rohe Schätzung, die der „Deutsche Verkehrsdienst" bei nur 5000 Städten vorgenommen hat, ergab folgendes:

Diese 5000 Städte besitzen rund 1 300 000 Straßenleuchten, davon entfallen auf die Gasbeleuchtung 55,8 v. H. = 725 000 Leuchten, auf die Elektrizitätsbeleuchtung 44,2 v. H. = 475 600 Leuchten.

Die elektrischen Straßenleuchten und freien Ueberspannungen sind meist auf Zementkandelaber montiert, daher sollen nur die Gasleuchten in die Berechnung einbezogen werden. Die meisten Gaskandelaber bestehen aus Guß und sind etwa 180 Kilogramm schwer. Neuerdings dürfen sie nur noch aus Stahlrohr hergestellt werden. Schon durch diese Umstellung wurde viel Eisen gespart. Nimmt man nun an, daß etwa zwei Drittel aller Gaskandelaber in den obengenannten 5000 Städten aus Guß und ein Drittel aus Stahlrohren bestehen, so würden etwa folgende Mengen Eisen eingespart werden, wenn allmählich ein Ersatz durch die Steinzeugkandelaber erfolgte: a) Gußkandelaber 483 600 Stück, je 10 Kilo = 87 048 Tonnen, b) Stahlkandelaber 241 800 Stück, je 72 Kilo = 17 410 Tonnen, zusammen 104 457 Tonnen. Diese große Menge Eisen, allein in den 5000 Städten, entspricht einer Ladung von rund 7000 Eisenbahnwaggons zu 15 Tonnen oder 21 000 Lastwagen zu 5 Tonnen.

Welche Mengen kämen aber zusammen, wenn man alle Städte in Groß-Deutschland erfaßte? Großstädte wie Köln besitzen rund 15 000 Gaskandelaber aus Gußeisen oder Stahlrohr. Rechnet man auch hier, daß zwei Drittel aus Gußeisen und ein Drittel aus Stahlrohren bestehen, so könnten an Eisen gespart werden: bei 10 000 Gußkandelabern von je 180 Kilogramm Gewicht 1800 Tonnen, bei 5000 Stahlrohrkandelabern von je 72 Kilogramm Gewicht 360 Tonnen, zusammen 2160 Tonnen. Diese Menge Eisen entspricht etwa 144 Eisenbahnwaggons oder 432 Lastwagen.

Man kann natürlich nicht einfach alle Kandelaber aus wechseln und dafür solche aus Steinzeug hinsetzen, aber man wird bei Ersatz alter und bei Neuanlagen von jetzt ab die Steinzeugkandelaber verwenden.

Humor

Von den beiden Glasfressern, die sich dem Direktor der Schaubühne anbieten, kann nur einer engagiert werden. Der eine will den anderen übertrumpfen. Der erste zeigt seine Kunst an einem Glase. „Was?" ruft der andere, „und den Stiel des Glases lassen Sie stehen? Das ist ja gerade das Beste."

*

Sowas hatte eine Menge Bücher. Sowas hat sich ein Bibliothekszimmer gebaut. — „Haben Sie Ihre Bücher nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet?" — Er nickte: „Nach den Farben der Einbände."

Donnerwetter! Ihr übt euch wohl in rollenden Angriffen? (Zeichnung: Schulz/Deike)

Der Spiegel im Herzen

Eine Geschichte von Heinrich Zerkaulen

Wer von uns möchte behaupten, daß er unbeschwert, ganz und gar auf seine eigene Verantwortung gestellt, durch das Leben ginge, daß er nach keinem Himmel und nach keinem Teufel zu fragen brauchte?

Matthias Löck war solch ein Mensch, ein wenig hochfahrend, sehr selbstbewußt, ein Mann von wichtiger Bedeutung, einer, auf dessen Urteil man in der Stadt etwas gab, den zum Freund zu haben nützlicher schien denn umgekehrt.

Matthias Löck hatte es zu etwas gebracht.

Neulich heiratete seine einzige Tochter einen jungen Maler. Hundert Meter weit entfernt seiner eigenen Wohnung lebte das Paar jetzt, auf der gleichen Straße, die Matthias Löck zu dieser Stunde schon mehrere Male in Gedanken hin und her schritt. Seinen Wagen hatte er abgeschafft, seitdem die Frau ihm gestorben war.

„Warum soll ich dem Tode kilometerweise entgegenfahren? Ich habe keine Eile mehr", lautete die Antwort, als gute Freunde ihn mit einigen Erstaunen fragten.

Matthias Löck kam aus dem Theater, angeregt, stillheiter, ein wenig müde. Jetzt war er am Hause der verheirateten Tochter angelangt. Es brannte kein Licht mehr hinter den Fenstern, nur ein Flügel zu ebener Erde stand offen.

Es fiel Matthias Löck ohne jeden Zusammenhang ein, daß hinter diesem geöffneten Flügel der Schreibtisch seines Schwiegersohnes, des Malers, stand, und daß dicht daneben an der rechten Wand ein jetzt vollendetes Porträt hing: das Bildnis des Herrn Matthias Löck.

In diesem Augenblick langte aus dem dunklen Zimmer über den kleinen Vorgarten hinweg eine Hand zu dem einsamen Wanderer hin. Matthias Löck erschrak. Er hatte die unklare Empfindung, diese Hand gehöre zu dem verzeichneten Arm seines Porträts. Was aber wollte sein eigener Arm von ihm, daß er ihn anhielt?

Und schon schwang sich ein junger Mensch über die Brüstung des Fensters, dessen ganze Gestalt ebenfalls verzeichnet schien.

Nicht wahr — man sagt nicht gleich jedem Menschen seine Meinung ins Gesicht, unter Umständen schon gar nicht dem eigenen Schwiegersohn, wenn man ihm Modell gestanden und das Porträt schlecht ausgefallen ist.

Schlecht? Ach — das war schwer zu sagen. Es schien eher verzeichnet: zwei Köpfe in einem, so verrückt das klingen mochte. Da war ein junger Matthias Löck in einen alten, jetzigen Matthias Löck hineingemalt.

Die Augen schienen zu fragen: was ist aus dem Mund geworden und umgekehrt. Die zurückfliehende Stirn stolperte über Falten, die den Weg verlegt hatten, kleinliche Falten, die von Alltagskram und Hokuspokus herrührten, über die der junge Löck einst sieghaft hinweg geschritten war.

Das Gesicht war also verzeichnet. Möglicherweise trug der Maler keine Schuld daran. Das wußte aber nur ein Eingeweihter festzustellen, ebey Matthias Löck selber.

Kurzum, es war ein ungewöhnliches Bild. Matthias Löck hatte keine Andeutung gemacht, es für sich erwerben zu wollen.

Und nun stellte sich dieser verzeichnete Mensch ihm jetzt in den Weg. Obwohl es dunkel war auf der Straße, erkannte ihn Matthias Löck sogleich als ein Stück von sich selber.

„Ach —", sagte er.

Doch der Schatten antwortete nichts weiter denn: „Du?"

Man hörte das Fragezeichen in seiner Stimme. Dann machte der Schatten eine weitausladende Bewegung mit der Hand, eine beinahe höhnische Verbeugung, daß sein Rücken spitz gegen den Himmel stach, und schwang sich wieder wortlos durch das Fenster zurück in das dunkle Zimmer.

Matthias Löck griff nach dem Herzen. Er taumelte. Er fühlte, daß ihm alles Blut aus dem Gesicht gewichen war, er faßte das Eisengitter des Vorgartens, um nicht umzusinken.

„Ich sterbe ja", ging es ihm durch den Sinn. Aber das stimmte offenbar nicht. Die Erregung, so unvermutet sie gekommen, so rasch verflog sie. Matthias Löck schämte sich. Alle Haltung war von ihm abgefallen, sicherlich die Hälfte seines Körpergewichts dazu. Er blickte sich um. Kein Mensch war zu sehen.

Da setzte sich Matthias Löck auf die steinerne Einfassung des Gitters. Was hatte der Schatten zu ihm gesprochen? Nichts. Und das war das Grausame. Nichts. Der junge Matthias Löck kannte den alten nicht wieder, hatte nur eine höhnische Verbeugung für ihn, als pfeife er auf alle mühsam errungene Aeußerlichkeit. Matthias Löck erschrak noch einmal, tief im Herzen. Der Mond lugte wie eine grelle Fackel um das Haus, als freue er sich, diesen hochgeehrten Mann so nackt da sitzen zu sehen. Bald darauf aber verkroch er sich. Matthias Löck hatte die Hände vor das Gesicht gelegt und weinte: im Spiegel seines Herzens schämte er sich vor dem jungen Matthias. —

Was sollen viele Worte? Vielleicht geht es uns allen einmal so, wenn wir geehrt werden wie der hochgeehrte Matthias Löck.

Manche, die mit ihm zu tun hatten, meinten plötzlich, Matthias Löck habe sich sehr zu seinem Vorteil verändert. Er sei gütiger, zuvorkommender, sogar schlichter geworden. Sein Einfluß sei dadurch um nichts gesunken, im Gegenteil, ihn zum Freund zu haben, sei unschätzbar. —

Uebrigens machte Matthias Löck wenige Tage nach diesem nächtlichen Vorkommnis seiner Tochter einen Besuch. Er wußte es so einzurichten, daß man in jenem Zimmer saß, wo dicht am Schreibtisch des Malers von der Wand herab das letztvollendete Porträt hing.

Matthias Löck blickte es wiederholt ein wenig unsicher an und sagte beim Aufbruch unvermittelt: „Das Porträt möchte ich doch erwerben. Ueber den Preis werden dein Mann und ich uns schon einigen."

Die junge Frau blickte überrascht auf. Wenn der Vater ein Bild kaufte, mußte es gekonnt sein. Bei Matthias Löck hingen Bilder, auf die jedes Museum neidisch war. Die junge Frau fühlte sich in ihrem Manne geehrt und küßte froh und dankbar den Vater.

Aus der Heimat

Büren, Mittwoch, den 8. Januar 1941.

Eine Bitte der Reichsbahn

Zahlreiche Bedienstete der Reichsbahn haben im vergangenen Jahr ihren Heimatbahnhof verlassen müssen und verrichten heute in Ost und West, in Nord und Süd weit über die Reichsgrenzen hinaus ihren Dienst. Die schwächere Besetzung der Reisezüge mit Zugbegleitpersonal ist eine unvermeidbare Folge dieser Umstände.

Krieg, Winter und Verdunklung stellen an das Zugbegleitpersonal erhöhte Anforderungen, zumal es heute zum großen Teil aus weiblichen Kräften besteht. Bei den kurzen Aufenthaltszeiten vieler Reisezüge würden Zugverspätungen kaum zu vermeiden sein, wenn alle Türen nur vom Zugbegleitpersonal geschlossen werden müßten. Auch ist es im Winter wenig rücksichtsvoll gegen Mitreisende, wenn ein aussteigender Fahrgast oder der letzte von mehreren aussteigenden Fahrgästen die Abteiltür nicht wieder ins Schloß wirft; auch dann, wenn kein Reisender im Abteil verbleibt, denn die Wärme entströmt, und nachfolgende Reisende finden kalte Abteile vor.

An allen Wagentüren der Reisezüge der Reichsbahn steht innen die Aufforderung „Tür schließen!" angeschrieben. Die Reichsbahn würde es dankbar begrüßen, wenn die Fahrgäste dieser Aufforderung, die auch sonst im Verkehr der Menschen untereinander eine Selbstverständlichkeit ist, zum eigenen Vorteil etwas mehr Beachtung schenken würden; denn Zeit und Wärme sichert sich der Fahrgast dadurch selbst, dem Zugpersonal aber kann er durch geringe Mühe vermeidbare Arbeit ersparen.

Wann verdunkeln wir heute?

Beginn: am Mittwoch, den 8. Jan., 17.05 Uhr,
Ende: am Donnerstag, den 9. Jan., 9.09 Uhr.

*

Ueberschreitung der Lehrlingshöchstzahlen. Die durch den Krieg ausgelöste Veränderung der Verhältnisse macht es notwendig, die Lehrlingshaltung des einzelnen Handwerksbetriebes abweichend von den geltenden Höchstzahlen zu regeln. Der Reichswirtschaftsminister hat daher für die Dauer des Krieges die Handwerkskammern ermächtigt, Ueberschreitungen der Lehrlingshöchstzahlen im Bedarfsfall nach Anhörung der betroffenen Innung zuzulassen.

Markensammler — Achtung! Der Tag der Briefmarke wird in diesem Jahre im Zeichen der Wehrmacht stehen, die in acht verschiedenen Darstellungen und durch Sonderstempel zur Geltung kommt. Dadurch werden die Karten oder Marken Zeitdokumente und als solche immer eine schöne Erinnerung an Deutschlands größte Zeit sein. Das Sonderpostamt Bochum wird ein U-Boot im Stempel führen, während die Sonderpostämter Dortmund und Witten den Stempel einer Nachrichtentruppe führen werden. Da die Marken und Karten nur in begrenzter Anzahl abgegeben werden, sind Vorbestellungen unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages an die Kreissammlerwarte erwünscht.

*

Kreis Büren und Nachbarkreise

Brenken, 8. Jan. **74 Jahre alt.** Der seit Juni 1909 hier amtierende Pfarrer Berglar vollendet heute in bester Gesundheit sein 74. Lebensjahr. Unsern Glückwunsch!

Wewelsburg, 7. Jan. **Beförderung.** Der Fahnenjunker-Gefreite Wilhelm von Metternich wurde zum Unteroffizier befördert.

Hegensdorf, 7. Jan. **Auszeichnung.** Dem Unteroffizier Hans Atorf, Sohn des Gastwirts Bernhard Atorf, wurde das Kriegsverdienstkreuz 2. Klasse mit Schwertern verliehen.

Wünnenberg, 7. Jan. **Hohes Alter.** Frau Wwe. Mühlenbein, eine der ältesten Einwohnerinnen unserer Gemeinde, feierte vor einigen Taagen in bester Gesundheit ihren 85. Geburtstag. Wir wünschen ihr auch fernerhin Glück und Wohlergehen!

Weiberg, 8. Jan. **Trauring in der Blutwurst.** Glück im Unglück hatte vor einigen Tagen eine hiesige Bauersfrau, die ihrer Schwester beim Wursten behilflich war und beim Wurstmengen den Trauring verloren hatte. Trotz vielen Suchens war der Ring nicht zu finden, bis nach wenigen Tagen eine Blutwurst angeschnitten wurde und sich darin der Trauring befand. Natürlich war die Freude groß.

Alme, 7. Jan. **Der Gauleiter gratulierte.** Gauleiter Wagner übermittelte Herrn Philipp Müller zu seinem 90. Geburtstag seine persönlichen Glückwünsche.

Lügde, 7. Jan. **Exzellenz Orsenigo in Lügde.** Am Neujahrstag, nachmittags 4.30 Uhr, erschien unverhofft der päpstliche Nuntius für Deutschland, Exzellenz Cesare Orsenigo, im Pfarrhause. In seiner Begleitung befand sich Bischof Wienken. Die hohen Gäste hatten von dem alten und historischen Emmerstädtchen Lügde gehört und wollten für einige Stunden hier Aufenthalt nehmen, um die Sehenswürdigkeiten kennen zu lernen. Unter der Führung von Pfarrer Kurth wurde die Kilianskirche besichtigt. Dies alte Bauwerk aus dem 12. Jahrhundert erregte besondere Bewunderung bei den hohen Gästen. Eingehend besichtigten sie die Fresken-Malereien, die Kapitäle, das Scharfrichterkreuz usw., und die einzigartige Geschichte der unberührten Kilianskirche, in der Karl der Große schon vor über 1100 Jahren das Weihnachtsfest beging. Das Leben und Wirken des verdienstvollen Pfarrers Johannes Nußbaum, die Zeit der Reformation sowie die Vergangenheit der Stadt Lügde erregten ihre ganz besondere Aufmerksamkeit. Ausführlich ließen sich die Gäste dann auch vom Osterräderlauf berichten und besichtigten an Ort und Stelle die Osterräder selbst; die Schilderung der alten Sitte fand ihr regstes Interesse. Das malerische Emmerstädtchen mit seinen schmucken Fachwerk-Giebelbauten, mit den mächtigen Festungstürmen und der Stadtmauer machte tiefen Eindruck auf den hohen Besuch. Die Stadtkirche mit ihrem wuchtigen Turme, mit dem herrlichen Kreuzaltar aus dem 15. Jahrhundert sowie der Madonna aus dem 12. Jahrhundert nahmen die geistlichen Würdenträger zuerst eingehend in Augenschein. Sie ließen sich auch aus der Chronik erzählen, die besonderen historischen Wert hat. Nach einigen Stunden fuhren Exzellenz Orsenigo und sein Begleiter wieder ab und dankten Pfarrer Kurth für die schönen und gehaltvollen Stunden, die sie in der Stadt Lügde verleben durften.

*

Aus der Bewegung

Aus der HJ. Die Schar 1 tritt heute (Mittwoch) um 19.45 Uhr am Heim in der Bahnhofstraße zum Dienst an. **Der Gefolgschaftsführer.**

Deutsches Jungvolk, Fähnlein 16/281. Heute nachmittag 2.30 Uhr treten alle Pimpfe an der Mädchenschule an, die keinen Nachmittagsunterricht haben. **Der Fähnleinführer.**

BDM.-Schar 1. Alle Mädel der Schar 1 treten heute, Mittwoch, um 20 Uhr am evangl. Vereinshaus an. Die Führerinnen sorgen dafür, daß der Raum ordentlich geheizt ist.
Die Führerin der Schar 1: Christel Hornberg.

Tag der deutschen Frau und Mutter

Einführung der neuen Gaufrauenschaftsleiterin Frau Werdeling

Im Hinblick auf die großen Leistungen der deutschen Frau sowohl vor der Machtübernahme als auch in den Jahres des Aufbaues war es eine selbstverständliche Ehrenpflicht, im Rahmen der Erinnerungsveranstaltungen des Gaues Westfalen-Nord einen Tag der deutschen Frau und Mutter zu widmen. Durch die Anwesenheit der Reichsfrauenführerin Pgn. Scholtz-Klink erhielt der letzte Sonntag eine ganz besondere Bedeutung. Schon am Tage vorher hatte Frau Scholtz-Klink in Recklinghausen gesprochen, und sie war dann nach Münster gekommen einmal, um den Wechsel in der Gaufrauenschaftsleitung vorzunehmen und dann auch, um die Kunstausstellung „Künstlerisches Frauenschaffen im Gau Westfalen-Nord" im Landesmuseum, deren Schirmherrschaft sie übernommen hatte, feierlich zu eröffnen.

Im großen Saal des altehrwürdigen Rathauses zu Münster wurde die bisherige Gaufrauenschaftsleiterin, Pgn. Polster, in einer Feierstunde verabschiedet und ihre Nachfolgerin, Pgn. Werdeling, als Gaufrauenschaftsleiterin eingeführt. Die Feier wurde eingeleitet durch Musikstücke, Gedichte und Lieder, die von der Jugendgruppe der NS.-Frauenschaft zum Vortrag gebracht wurden.

Der Rechenschaftsbericht,

den Frau Polster dann gab, vermittelte einen Ueberblick über die von der NS.-Frauenschaft im Gau Westfalen-Nord bisher geleistete Arbeit. Frau Polster gab zunächst eine entwicklungsgeschichtliche Rückschau auf die ersten Jahre der Kampfzeit, über ihre Arbeit, die der Betreuung der Familien der SA.- und SS-Männer galt. Der Einsatzkreis der vielen kleinen Gruppen wurde immer mehr erweitert und die Schulungsarbeit immer intensiver durchgeführt. Als die NS.-Frauenschaft durch Frau Scholtz-Klink im Reich zusammengeschlossen wurde, bekam sie ihr höchstes und schönstes Ziel: den Dienst an der deutschen Frau und Mutter. Im Gau Westfalen-Nord konnten 20 Mütterschulen errichtet werden und weitere sind im Entstehen. Seit dem 1. März 1934 hat die Mütterschulungsarbeit im Gau Westfalen-Nord eingesetzt. Des näheren ging dann die bisherige Gaufrauenschaftsleiterin auf die Arbeit der verschiedenen Abteilungen ein. Grenz- und Auslandfragen galt es zu bearbeiten, die Betreuung der Bessarabien- und Wolhyniendeutschen mußte durchgeführt werden. Eine besonders wichtige Aufgabe war die Anschriftensammlung der Westfalen in aller Welt. Bisher konnten 1200 Anschriften ausgewanderter Westfalen ermittelt werden.

Eine ganz besondere Anerkennung zollte die Gaufrauenschaftsleiterin den Jugendgruppen. Durch ihren großen Einsatz haben sie einen wesentlichen Anteil an den Leistungen der inneren Front. Weiter ging dann Frau Polster auf die Arbeit der Abteilung Volkswirtschaft-Hauswirtschaft ein. Sie würdigte den Einsatz im Bahnhofsdienst, im Luftschutz, in der Nachbarschaftshilfe, in den Nähstuben der NSF. und im Deutschen Roten Kreuz. In den Kindergruppen des Deutschen Frauenwerks ist eine verheißungsvolle Arbeit begonnen worden.

Eine schöne Kameradschaft hat die nationalsozialistischen Frauen im Gau Westfalen-Nord immer verbunden und wenn nun die Gaufrauenschaftsleiterin Frau Polster Westfalen verläßt, um ihrem Mann in die Ostmark zu folgen, so darf sie das Bewußtsein mitnehmen, daß der Gau Westfalen-Nord — insbesondere die NS.-Frauenschaft — ihr immer dankbar verbunden bleiben wird.

Die Reichsfrauenführerin Frau Scholtz-Klink dankte der scheidenden Gaufrauenschaftsleiterin. Zehn Jahre Kampf und Arbeit habe sie nun hinter sich, aber jeder Nationalsozialist wisse, daß dieser Kampf nicht zu Ende sei. Es sei nicht wesentlich, welches Amt man bekleide, entscheidend sei nur, ob man den Platz, an den man gestellt wird, ganz ausfüllt.

Mit herzlichen Worten führte die Reichsfrauenführerin dann die neue Gaufrauenschaftsleiterin Frau Werdeling in ihr Amt ein. (Frau Helene Werdeling wurde als Tochter eines Erbhofbauern am 31. August 1903 in Lengerich geboren. Von 1926 bis 1928 war sie Volksschullehrerin. Seit 1928 mit dem Bauern Werdeling, Burgsteinfurt, verheiratet, steht sie seit 1930 in der Landfrauenarbeit. 1937 wurde sie Landesabteilungsleiterin im Reichsnährstand).

Gauleiter Dr. Meyer würdigte dann noch einmal die Arbeit der scheidenden Gaufrauenschaftsleiterin. Vor zehn Jahren sei der Gau eines der schwierigsten Kampfgebiete gewesen, und da habe sich Pgn. Polster mit leidenschaftlichem Herzen zur Partei und zum Führer bekannt. Er werde den langen, gemeinsamen Weg nie vergessen. Wenn Frau Polster nun Westfalen verlasse, könne sie auf 160 000 nationalsozialistische Frauen sehen, die einen gewaltigen Block der Kraft darstellten. Der Gauleiter gab dann seiner Ueberzeugung Ausdruck, daß die Partei mit der neuen Gaufrauenschaftsleiterin Frau Werdeling genau so kameradschaftlich zusammenarbeiten werde, und dann führte er sie in ihr neues Amt ein.

Im Landesmuseum wurde anschließend die Ausstellung „Künstlerisches Frauenschaffen im Gau Westfalen-Nord" durch die Reichsfrauenführerin eröffnet. Die Abteilungsleiterin Middell sprach zunächst über den Sinn dieser Schau, die Künstlerinnen Anregung und Förderung geben soll. Sodann sprach Frau Scholtz-Klink über den Sinn der Volkskultur und unterstrich dabei insbesondere den Wert der Einzeloffenbarung, die wenigen Menschen in einer großen Stunde geschenkt werde. Der Glaube an das Große solle den Glauben an die eigene Kraft stärken. Das Deutsche Frauenwerk sei ja auch nicht für eine bestimmte Schicht geschaffen, sondern es solle geistig aufgeschlossene Menschen und alle Mütter unseres Volkes umfassen.

Im Anschluß an die kurze Ansprache der Reichsfrauenführerin fand eine Besichtigung der Ausstellung statt, die zeigte, wie vielseitig das Schaffen der westfälischen Künstlerinnen ist.

Die Bewährung der Heimat

nsg.) Sie hatten recht, als sie damals sagten: Die Ueberlegenheit der deutschen Waffen war es, die unser französisches Volk besiegt hat. Wir wissen es selbst — die deutschen Waffen sind nun einmal die besten der Welt. Sie hatten recht mit dieser Behauptung, und sie hatten unrecht. Denn nicht die Technik unserer Waffen, nicht die Kopfzahl unserer Streitkräfte, nicht die Feldzugspläne des Führers sind die allein entscheidenden Faktoren unseres heutigen Kampfes. Der Geist, der hinter diesen konkreten Dingen steht, ist es, der unsere Feinde bezwingt.

England hat im Laufe dieses Krieges seinem Volk und seinen versklavten Dominien schon viele Versprechungen und lindernde Worte gegeben, um das brennende Geschwür des englischen Unsozialismus vor dem Aufbrechen zu bewahren. Aber es wird aufbrechen! Die selbstwichtigen englischen Lords werden die vor dem Krieg verpaßten und gern verpaßten Gelegenheiten, in ihrem Lande die sozialen Fragen zu lösen, auch nach dem Kriege nicht aufholen können. Zu oft schon hat in politischer Bedrängnis die englische Regierung von diesen Beruhigungspillen Gebrauch gemacht, als daß sie in den Herzen der Armen aus den Londoner Elendsvierteln anderes als neue Empörung auszulösen vermögen. Für die hungernden, erwerbslosen Bataillone Londons ist der Begriff „reiches England" nie etwas anderes als ein Mythos gewesen.

Für das deutsche Volk war es unendlich schwieriger, die soziale Frage anzupacken. Aber der gleiche glühende Geist, der hinter den siegreichen deutschen Waffen steht, hat sich mit ihr auseinandergesetzt, hat mit ihr gerungen und hält sie nun fest in den Händen. Noch sind wir nicht am Ende unseres Weges, — das unverrückbare Ziel des Führers ist eine bis an die tiefsten Wurzeln glückliche und gesunde Volksgemeinschaft — aber wir sind auf dem Wege, und auch jetzt während des Krieges ist der Marschtritt unserer großen deutschen Familie diesem leuchtenden Ziel entgegen schnell und fest.

Viel Geduld des Führers war notwendig, um unser 85-Millionen-Volk zu unserm deutschen Sozialismus, ein Sozialismus aus eigener Kraft, wie ihn noch nie ein anderes Volk auf dieser Erde erleben durfte, reif zu machen. Und das deutsche Volk ist reif für ihn geworden. Das vergangene Kriegswinterhilfswerk, der Einsatz für das Kriegshilfswerk für unsere Soldaten, haben es eindeutig bewiesen. Nicht Anleihen, Goldsäcke, Länderschacher sondern ein waches Herz, ein unbeugsamer Wille erzwingen uns unseren Sieg und eine glückliche Zukunft.

Der Führer hat das deutsche Volk zum zweiten Kriegswinterhilfswerk aufgerufen. Am nächsten Opfersonntag, dem 12. Januar, gilt es, uns zu bewähren!

Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Lippstadt (z. Zt. abwesend); Stellvertreter: Otto Birkle, Büren. Verantwortlich für Politik und Unterhaltung: (Emil Reuber) i. V. Dr. Anton Hans Meyer, Lippstadt; für den heimatlichen u. Anzeigenteil: Otto Birkle, Büren. — Verlag und Druck: C. Jos. Laumanns Lippstadt.
(Z. Zt ist Preisliste Nr. 8 vom 1. Jan. 1941 gültig.)

Brandverhütung im Winter

Was jeder Volksgenosse bei Frost beachten muß!

Der Chef der Ordnungspolizei teilt mit:

Jede Kälteperiode bringt alljährlich einen außergewöhnlich steilen Anstieg der Brandschadenkurve. Hierdurch wird leider wieder einmal die alte Erfahrung eindringlich bestätigt, daß während der winterlichen Heizperiode und vor allem bei stärkerem Frost die Häufigkeit der Schadenfeuer erheblich zunimmt.

Aus diesem Grunde drängt sich in einer Zeit der Anspannung aller Kräfte die Frage auf, ob diese in die Millionen gehenden Verluste an Volksvermögen etwa eine Folge höherer Gewalt sind oder ob sie bei entsprechender Vorsicht und Aufklärung der Bevölkerung vermeidbar sind. Die Antwort darauf gibt eine Betrachtung der im Zusammenhang mit den Kälteeinwirkungen stehenden Brandursachen.

In erster Linie liegen die Gründe für die zahlreichen Brände in der Ueberbeanspruchung der Oefen und sonstigen Heizungsanlagen einschließlich der dazu gehörigen Rauchabzugsrohre und Schornsteine. Die für normale Anforderungen gebauten Einrichtungen werden zu Quellen der Gefahr, wenn darin zuviel Brennstoff auf einmal verbrannt wird. In zahllosen Fällen geraten dann die in zu großer Nähe der Oefen befindlichen Möbel, aufgehängte Kleidungsstücke, Brennstoffvorräte oder andere brennbare Gegenstände in Brand. Insbesondere bilden auch eiserne Rauchabzugsrohre, die sich oft bis zur Rotglut erhitzen, eine außerordentliche Gefahr für ihre Umgebung. Brände, die an den Durchführungsstellen solcher Rohre durch leicht brennbare Wände oder Decken ohne genügende Isolierung entstehen, sind überaus häufig.

Ferner werden an kalten Tagen oft behelfsmäßige Heizeinrichtungen zusätzlich verwendet, die aber gerade wegen ihrer vorübergehenden Inanspruchnahme nicht sorgfältig genug aufgestellt und bewacht werden. Häufig ziehen solche provisorisch aufgestellte Oefen schlecht. Die Flammen schlagen leicht zurück und bilden somit eine Gefahr. Auch elektrische Heizsonnen und ähnliche Apparate gehören zu den unfreiwilligen Brandstiftern, da ihre glühenden Teile nicht immer genügend gegen Berührung oder Wärmestrahlung geschützt sind. So werden Vorhänge, Teppiche, Papier u. a. leicht entzündet.

Es ist weiterhin erstaunlich, wie oft noch Asche aus den Oefen in Holz- oder Pappgefäße geschüttet und in diesen aufbewahrt wird, obwohl sich jedermann darüber klar sein müßte, daß hierin eine erhebliche Brandgefahr liegt. Eine geradezu unvorstellbare große Zahl von Bränden, die teilweise einen gefährlichen Charakter annahmen, entstand jedoch im letzten Winter durch das Auftreten eingefrorener Hauswasserleitungen. So wurden z. B. in Berlin über vierzig Brandfälle an einem Tage gezählt, die auf Auftauarbeiten zurückzuführen waren. Zum Erwärmen der Rohrleitungen wurden vor allem Lötlampen verwendet. Um dem sich zeitweise sprunghaft steigenden Bedürfnis gerecht zu werden, wurden diese Auftauarbeiten nicht allein von Fachmännern, wie Klempnern und Installateuren, vorgenommen, sondern auch von Personen, deren handwerkliches Können in keinem Verhältnis zu den gestellten Aufgaben stand. Sie hatten vor allem von den zu beachtenden Sicherheitsmaßnahmen nicht genügend Kenntnis und besaßen häufig auch nicht das notwendige Verantwortungsgefühl. Wer sich in solchen Fällen einer fahrlässigen Brandstiftung nicht aussetzen will, wende sich also an den Fachmann. Mindestens ist sorgfältig zu prüfen, ob durch die Flamme der Lötlampe nicht brennbare Bauteile oder Gegenstände in Brand geraten können. Ferner muß nach Beendigung der Arbeit die Arbeitsstelle eingehend überprüft werden.

Im übrigen hat jeder Volksgenosse die Pflicht, von sich aus alles zu tun, um das Einfrieren seiner Wasserleitung zu verhindern. Die Wasserwerke der einzelnen Gemeinden haben vor kurzem durch entsprechende Richtlinien auf die Möglichkeit hingewiesen, durch rechtzeitige sachgemäße Maßnahmen dem Einfrieren der Wasserleitungen vorzubeugen.

Die Ursachen für die zahlreichen Brände im Winter sind nicht etwa Eingriffe einer höheren Gewalt, sondern eigene Unvorsichtigkeit, Unkenntnis und Bequemlichkeit. Wer auf diese Weise die Feuerschutzkräfte über Gebühr belastet, entzieht sie ihren verantwortungsvollen Aufgaben im Dienste der inneren Landesverteidigung!

Anzeigen

deren Inhalt gegen bestehende Bestimmungen verstößt

werden von uns

ohne Benachrichtigung des Auftraggebers nach entsprechender Abänderung nur

in der zulässigen Fassung veröffentlicht.

„Bürener Zeitung"
Anzeigenabteilung

Am Sonntag, dem 5. Januar, ist unsere liebe kleine

Heide

nach kurzer, schwerer Krankheit im Alter von 14 Monaten von uns gegangen.

In tiefem Schmerz:
Oskar Kellmeier und Frau
Annemarie geb. Gebensleben
und Kinder

Büren i. Westf., Eickhoffer Straße 4

Die Beerdigung findet am Donnerstag, dem 9. Januar, um 14 Uhr auf dem Neuen Friedhof in Minden statt.

Der Rebell von Memel / Novelle aus dem Jahre 1807 von Alfred Hein

„Sie sehen erfrischt aus, Baron vom Stein, ich fürchtete die ganze Zeit unserer Trennung um Ihre Gesundheit. Damals in Königsberg stand es bös um Sie — und — darum — auch — um — Preußen. Ich hoffe zu Gott, daß dies für alle Zeit überwunden ist." Die Königin reichte dem wiederernannten Staatsminister die Hand.

„Eure Majestät, die Gesundheit meiner Seele ist auch meine körperliche. Wenn meine Frau hörte, daß ich, kaum vom Krankenlager aufgestanden, heute auf den Leuchtturm draußen am Haff gestiegen bin und dort über Nehrung und Meer in einen grauen, stürmischen Herbsthimmel so lange blickte, bis die Sonne doch durchblitzte — sie würde erst schelten, dann aber in meine Augen sehen, um zu wissen, daß mich nur eines heilen kann: mich für Deutschland einzusetzen mit der ganzen Kraft, die dann auch merkwürdigerweise ohne Krankheitsmucken da ist — wenn sie gebraucht wird."

Die Königin lächelte: „Wir brauchen unsern Stein wie Brot. Preußens Schicksal ging stets aus tiefstem Abgrund aufwärts, wenn Sie es führten. Sie fehlten in Tilsit. Und Sie fehlten hier in Memel so lange, bis schließlich alle wieder an Ihr Genie glaubten, an das ich, wie Sie wissen, immer geglaubt habe. Der König war schlecht beraten, als er Sie im Januar gehen hieß. Doch er ist der letzte, der einen Irrtum nicht sofort korrigiert, wenn er überzeugt ist, dadurch dem Wohl des Landes zu dienen." Luise trat ans Fenster und sah in die träg dahinfließende Dange, die am Rathaus vorbeifloß; seit fast einem Jahr war dies Rathaus der nordöstlichen Stadt des Staates die königliche Residenz. „Zweiundvierzigtausend Mann wie dieser da unten", die Königin wies auf den Posten vor dem Rathausportal, „das ist von Friedrichs glorioser Armee geblieben."

„Eure Majestät, es kommt auf den Geist an, den wir diesen Soldaten geben. Weil es so wenige sind, müssen es die besten sein, die Preußen besitzt. Keine Söldner. Verteidiger der eigenen, ans Herz gewachsenen Heimat! Wenn die Armee die Hauptschlagader des Volkskörpers wird, empfängt sie vom ganzen Volk Impulse und gibt sie zurück."

„Ein großartiger Gedanke. Zu neu für den König. Vorsichtig werde ich erst vortasten. Ist's so recht, lieber Baron?"

„Eure Majestät beschämen mich mit der Frage, ich danke Eurer Majestät — doch —"

„Nun, guter Freund?"

„Wenn das Volk keine sklavischen Söldner, sondern freiwillige Verteidiger des Vaterlandes stellen soll, dann muß es selbst frei sein. Ich habe Seiner Majestät dem König die Aufhebung der Leibeigenschaft vorgeschlagen."

„Dahinter sehe ich wieder Ihre alte Tollkühnheit. Vorsichtig Stein. Wenn doch Beyme schon weg wäre —"

„Beyme — bleibt? Seine Majestät versprach mir, ihn aus dem Ministerium zu entfernen."

„Der König hält, was er verspricht. Aber es ist, glaube ich, auch in Ihrem — und — in — Preußens Interesse, wenn der Geheime Kabinettsrat von Beyme, in dem viele im Volke wirklich noch immer den bedeutenden, die politischen Geschicke meisternden Mann sehen, als der er selbst sich anzupreisen versteht, vorerst im Ministerium bleibt — ein paar Wochen, Baron — haben Sie Geduld — hüten Sie Ihre Pläne so lange — es kommt der Tag, wo Sie sie verwirklichen können, dafür werde ich sorgen."

Stein küßte die schmale blasse Hand seiner Königin. „Diese Hand vertausendfachen können, um Preußen an allen Enden zu helfen", flüsterte er.

Die Königin wehrte ab. Tränen kamen in ihre Stimme. „Lebt — Preußen — überhaupt noch, Baron?"

„Es lebt, solange Menschen leben, die an Preußen glauben. Obgleich dieser Glaube schwer fällt. Meine Reise von Nassau nach Memel war eine Folter. Die Marschälle von Frankreich haben mit einer wahnsinnig übermütigen Soldateska das Land in ihren Klauen — Hütten und Wälder flammten allerorten auf, sobald ein französisches Bataillon sie verließ, um ein neues Quartier zu beziehen — und am tollsten treiben es nicht einmal die Franzosen, sondern — ach, es ist eine Schmach für jeden Deutschen —"

Die Königin ließ sich in dem Stuhl nieder, der am Fenster stand. „Ich weiß, die im Grunde unseres Blutes sind — die Rheinbundtruppen —"

„Erst diesseits der Weichsel, hier in Ostpreußen, das man unbesetzt ließ, weil es durch den Krieg ausgesogen und gebrandschatzt genug war — da wuchs wieder mein Glaube an Preußens innere Kraft. Hier wartet man schon auf den Tag, da es unter den alten Adlern wieder vorwärts geht."

„Sie halten Napoleon für entscheidend besiegbar?"

„Majestät — alles, was Ichsucht noch so ruhmreich und unerschütterlich aufzubauen scheint, vernichtet diese gleiche Sucht. Der General Bonaparte, der für die Freiheit seiner Nation kämpfte, war unbesiegbar, der Kaiser, der aus reinem Ehrgeiz die Welt zu beherrschen wünscht, wird stürzen."

„Jetzt weiß ich erst, wie sehr ich auf Sie gewartet habe. Die Umgebung des Königs sieht zwar in Napoleon den Feind, aber fast alle sprechen mit blinder Bewunderung von ihm. Sie halten ihn für unantastbar. Die erblicken in Napoleon den Herrn des Schicksals Preußens und der Welt. Aber ich habe den kleinen Mann in Tilsit gesehen — er ist nervös und wägt seine Worte diplomatisch; er ist voller Unruhe. Sein eigenes Gewissen sagt nicht mehr ein unbedingtes Ja zu seinen Taten. Er ist zweifellos ein großer Feldherr, ein geschickter Regent. Aber er läßt sich nicht die Zeit, das Gute langsam reifen zu lassen, sondern peitscht sich weiter in eine immer mehr von Ungerechtigkeit und tyrannischem Trieb getragene Eroberstimmung hinein."

„Er glaubte Preußen vernichtet und mit ihm seine Königin. Und er erschrak vor der ungebrochenen Hoheit, die ihm in Eurer erhabenen Majestät entgegentrat —". Stein sah die Königin bewundernd an.

„Ach, lieber Freund — es war schwer, die Hoheit in einem Augenblick tiefster Demütigung zu bewahren, in dem ich den König von seinem besten Minister verlassen wußte — aber lassen wir die Vergangenheit. Sie sind wieder da — auf dem Leuchtturm am Haff haben Sie gestanden? Die Nehrung entlang gesehen, über die unser Schlitten in Nacht und Schneesturm dahinfloh — aber mir ging es ebenso wie Ihnen, Baron — gerade damals fühlte ich ein inneres Wachsen über den mächtigen Mann, der uns nicht die äußere Königswürde, nein, der uns, wie allen, Haus und Heimat, Frieden und Liebe nahm, ohne den geringsten Anschein eines Rechtes dafür zu besitzen — ach, nun denke ich doch wieder an das Vergangene — ich wollte nur sagen, als der Leuchtturm von Memel im letzten Verdämmern eines müden Januartages entgegenblinkte und wir wirklich zwar an der Grenze des Landes, aber doch noch in unserem Land eine Wohnstatt fanden, in der wir unsere unveräußerlichen Gefühle wiederaufrichteten, die allein in der Heimat wurzeln können — da dachte ich eines: Gott ließ zu, daß wir nicht ganz vernichtet wurden, wir sollten nur durch die Demütigung zur Selbstbesinnung und Selbsterneuerung geführt werden."

„Majestät! Es wird Zeit, daß dieser Gedanke nicht nur Gedanke bleibt."

„Die Zeit mit der entscheidenden Tat zu erfüllen, dazu bin ich nicht groß und klug genug. Aber Sie haben ja die Tat schon bereit. Ich vertraue auf Ihren Geist und Ihre Kraft. Der König kommt. Seien Sie sparsam mit den Worten, Baron!"

Der König trat unangemeldet ins Zimmer, schritt an Stein vorbei, als wäre er nicht da, und sah Luise mit seinen immer ein wenig unsicher dreinschauenden Augen an: „Wird auch nicht helfen können, daß wir den Baron vom Stein zurückholten", sagte er zu Luise. „Preußen wird unter meiner Regierung vom Unglück verfolgt; nichts zu retten. Wie fanden Sie meine Lande jenseits der Weichsel?" wandte sich der König jäh zu Stein um. Luise hob den Finger zum Mund.

„Die Unterdrückungen der französischen Armee sind schwer, aber das Volk hofft auf seinen König."

„Hofft — hofft — wo ist der Weg zu der Hoffnung? Oder wollen Sie schon wieder rebellieren? Nichts davon. Habe Frieden geschlossen. Sind Napoleons Verbündete. Verstanden?"

Der Freiherr vom Stein verneigte sich stumm. Er fing einen dankbaren Blick der Königin auf. Luise lächelte, als sie mit dem König zur Tür hinausschritt.

„Erwarte Sie morgen im Kabinettsrat. Habe Ihre Denkschrift geprüft. Hält sich im Rahmen des Möglichen. Komm, Luise."

Doch die Königin blieb stehen und sah Friedrich Wilhelm groß an.

„Er wird uns alle aufrichten", sagte sie und wies auf Stein.

„Die Königin hat Vertrauen zu Ihnen, Stein! Werde es auch haben. Aber keine Rebellionen!" Der König reichte Stein die Hand.

„Keine Rebellionen!!" lächelte die Königin.

Unsere Anekdote

Mitterwurzer spielte einmal auf einer Gastspielreise in einem Stück, in dem er und sein Mitspieler sich in der Anfangsszene niedersetzen mußten. Aus Versehen stand aber nur ein Stuhl auf der Bühne. „Setzen wir uns", sagte der andere Schauspieler, der das Fehlen des zweiten Stuhles nicht bemerkte. Das Publikum lachte. Aber schnell gefaßt bot Mitterwurzer dem anderen den Stuhl an und sagte: „Verzeihen Sie, wir sind gerade im Umzug."

*

Der große Mr. Black trat in das kleine Geschäft und fragte von oben herab: „Haben Sie in Ihrer traurigen Bude überhaupt Hundekuchen zu verkaufen?"

„Gewiß", verbeugte sich der nette bescheidene Besitzer, „wollen Sie ihn hier essen oder soll ich Ihnen ein Päckchen machen?"

Wie weit sehen wir?

Jeder Flieger, jeder Steuermann und Tourist weiß, daß zu seinem Bedauern nichts so veränderlich ist wie die „Sicht", das heißt: Die Entfernung, welche die Sehgrenze bestimmt. Unendlich ist die Abstufung von klarer Sicht, begrenzter Sicht zu diesig, unsichtig bis zu dunstig oder gar Nebel, von dem man spricht, wenn die Gegenstände schon bei tausend Meter Entfernung verschwinden.

Es ist daher eine enorm wichtige Frage, wie weit die beste Sicht reicht und welche Umstände sie begünstigen oder herabsetzen, und die Wissenschaft hat denn der Praxis auch mit größtem Eifer diesen Hilfsdienst geleistet und uns wirklich Klarheit in bemerkenswerter Weise verschafft.

An zwei deutsche Namen, die Gelehrten Koschmieder in Danzig und Schmauß in München knüpfen sich da die größten Verdienste. Koschmieder hat auf der Ostsee jene berühmt gewordenen und viel Aufsehen erregenden Versuche durchgeführt, bei denen ungeheure, 38 Quadratmeter messende schwarze Tafeln auf Motorboote montiert und so weit auf die See hinausgezogen wurden, bis man sie nicht mehr sah. Das war bei bester Sicht in dreißig Kilometer Entfernung.

Durch solche Versuche wurde eine Reihe der merkwürdigsten Tatsachen erkannt. Theoretisch müßte jeder Gegenstand bis an den Horizont sichtbar sein, wenn er nur genügend groß ist Dafür besteht aber nur in den seltensten Fällen die Möglichkeit. Auch das Fernglas hilft dabei nicht, denn die das Sehen hindernden Luftschichten wirken auch im besten Fernrohr.

In diesen Luftschichten stecken eben die Hindernisse. Woraus bestehen sie? Aus den Molekülen der Luft und aus den Verunreinigungen. Diese nehmen in bewohnten Gegenden, namentlich in großen Städten, geradezu unvorstellbare Ausmaße an. Der Rauch, der aus Wohnungen und Fabriken kommt, erfüllt die Luft mit winzigen Rußflöckchen. Ihm gesellt sich der Staub der Landstraßen, in großartigem Maßstabe jener der Wüsten, mit feinsten mineralischen Bestandteilen. Auch die Seeluft ist nur bei unbewegtem Meer rein; bei bewegter See wimmelt sie von Salzkristallen, die aus den zerstäubenden Wellen stammen. Auch der Wasserdampf der Luft hindert die Sichtigkeit.

Alles das: Luftmoleküle, Ruß, Staub, Salzkristalle, Tröpfchen des Wasserdampfes zerstreuen das Licht und verschlucken es. Und — was noch viel wichtiger ist — die festen Bestandteile nehmen Feuchtigkeit auf und vergrößern dadurch ihren Umfang. Das verdirbt, wie nicht anders zu erwarten, die Sicht unheilbar.

An heiteren Herbsttagen, wenn kein Wind bläst, kann man in reizvoller Weise selbst die Zusammenarbeit des Wasserdampfes und der in der Luft schwebenden Teilchen beobachten. Es hat da oft schon in der Nacht gefroren, und bei Sonnenaufgang ist dann die berühmte Fernsicht. Auf hohen Bergen hat man zweihundert Kilometer weit entfernte andere Gebirge in solchen Stunden wahrgenommen. Ich selbst habe in einem Wintermorgen auf hoher See den Adamspik von Ceylon von noch größerer Entfernung erkannt.

Aber sehr bald werden nun mit steigender Wärme und wachsender Luftfeuchtigkeit die Staub-, Ruß- oder Salzpartikelchen durch Aufsaugung der Feuchtigkeit vergrößert. Das zeigt sich daran, daß es „dunstig" wird. Die Fernsicht schränkt sich dadurch schon auf einige Kilometer ein. Nun trocknet die steigende Sonnenwärme die feuchten, schwebenden Teilchen, und sofort bessert sich die Sicht. Die Bodenluft strömt aufwärts; auch die Verunreinigungen werden bis in Höhen von 1000 bis 1500 Meter getragen. Dort kühlt sich aber die Luft ab, scheidet Dampf aus; der wird von den schwebenden Teilchen wieder aufgesogen, und am Mittag schwebt dann in der Höhe weißlicher Dunst. Anders am Abend. Da wandert alles abwärts, unten wird es diesig, oben klar. Ist zu viel Feuchtigkeit dagewesen, scheidet sie sich am Boden sogar als Nebel ab. Alles unter der Voraussetzung, daß es windstill ist.

Es meldet sich aber noch eine andere merkwürdige Erscheinung, die durch die Untersuchung der schwarze Tafeln erkannt wurde. Die tanzenden Teilchen sind nämlich bei voller Beleuchtung sehr wohl erkennbar, so wie die tanzenden Sonnenstäubchen oder der Zigarettenrauch gegen das dunkle Zimmer. Dadurch wächst bei großen Entfernungen die Helligkeit der Luft in außerordentlichem Maße. Ein Strahlungsglanz verdeckt alsbald die schwarzen Tafeln und die ganze Fernsicht in der Richtung der Sonne. Die schwarze Tafel wird dadurch in der Entfernung immer heller und verschwindet schließlich völlig in der hellen Ferne. Das sind Dinge, die auch für den Landschaftsmaler von großer Bedeutung sind.

Diese Untersuchungen ergaben schließlich das fast unglaubliche Ergebnis, daß je länger der Weg des Lichtes ist, desto mehr er an blauen Strahlen verliert; darum sind die weitesten Fernen immer in einen rötlichen Schein gehüllt. In verunreinigter Luft verwischt sich das allerdings auch, sämtliche Farben erlöschen vor den Schattenbildern der feuchten Kerne, die die Sicht verstellen. Darum ertrinkt im Nebel die gesamte farbenfrohe Welt, und alles versinkt im einförmigen Nebelgrau.

Dr. R. Francé.

Vizeadmiral Dönitz beim Besuch eines italienischen Stützpunktes
Der Befehlshaber der Unterseeboote, Vizeadmiral Dönitz, beim Besuch eines italienischen Stützpunktes. Man sieht ihn vor der Front einer italienischen Ehrenkompanie. Ganz rechts auf dem Bilde der italienische Admiral Parona. (PK.-Dietrich, Scherl — M.)

USA.-Korridor durch Kanada?
Wie gemeldet wird, findet zur Zeit ein Gedankenaustausch zwischen Washington und Kanada über die Bildung eines amerikanischen Korridors quer durch Kanada statt, der eine direkte Landverbindung mit Alaska herbeiführen solle. Der Plan gehört in den Rahmen des Ausbaues der militärischen Verteidigung Alaskas, die gleich nach Kriegsbeginn eingesetzt habe. Auf jeden Fall bedeutet die Bildung eines Korridors der Vereinigten Staaten nach Alaska quer durch das Gebiet von Kanada eine Auslieferung Kanadas an die Vereinigten Staaten. (Wagenborg — M.)

Allgemeine Rundschau

Berliner Künstler in Münster

Fahrt zu Soldaten und Rüstungsarbeitern in Münster

Münster, 7. Jan. Die Stadthalle in Münster hat selten so aufgeschlossene und freudig bewegte Teilnehmer einer Veranstaltung gesehen wie am Sonnabendnachmitag. Auf Veranlassung von Reichspropagandaminister Dr. Goebbels hatte sich eine Auslese der besten Künstlerinnen und Künstler aus Berlin hier ein Stelldichein gegeben, um den Soldaten und Rüstungsarbeitern der Provinzialhauptstadt einige frohe und erlebnisreiche Stunden zu bereiten. Als Ehrengäste sah man neben dem Stabschef der SA. und den Gauleiter und Oberpräsidenten Dr. Meyer eine ganze Anzahl von Vertretern der Partei, der Wehrmacht und des Staates.

Reichskulturwalter Ministerialdirigent SS-Brigadeführer Hinkel begrüßte in launiger und humorvoller Weise die zahlreichen Gäste — in erster Linie die Soldaten und Rüstungsarbeiter, denen diese Veranstaltung galt und betonte, daß er hier nicht als Exponent des Staates oder der Partei wirken wolle, sondern als Kamerad unter Kameraden. Er sei glücklich, eine Auswahl der besten Künstler und Künstlerinnen des Theaters, der Oper, des Rundfunks und des Films den münsterischen Gästen vorführen zu können. Er erwähnte die großen Leistungen, die diese Künstler zu Gunsten der Soldaten an der Front bereits vollbracht haben und hob heraus, daß neben dem Frontsoldaten und Frontarbeiter heute auch der Frontkünstler stehe, der Soldaten und Frontarbeitern so manche frohe Stunde bereitet habe.

Die Reihe der künstlerischen Darbietungen wurde dann in vorbildlicher Weise von Reichskulturwalter Hinkel selbst angesagt. Es würde zu weit führen, die Darbietungen, die sämtlich auf hohem künstlerischem Niveau standen, einzeln zu würdigen. Ohne die Leistungen der übrigen zu schmälern, sei u. a. erwähnt, daß Prof. Michael Raucheisen, der sich auf vielen Reisen zur Front besonders eingesetzt hat, auch hier in Münster für sein künstlerisch vollendetes Klavierspiel großen Beifall erhielt. Reichskulturwalter Hinkel überbrachte ihm für seine selbstlose Arbeit den besonderen Dank des Reichsministers Dr. Goebbels. Marika Rökk, die in verschiedenen Chansons ihre hohen künstlerischen Fähigkeiten bewies, erhielt neben Grete Weiser naturgemäß den größten Beifall. Aber auch die übrigen hervorragenden Künstler — u. a. seien Emmi Leißner, Elisabeth Heß, Peter Voß, Georg Jacoby und Emanuel Rembour, der mit seiner ganzen Kapelle erschienen war — erwähnt. Kurz und gut, die drei Stunden, die die Soldaten und Arbeiter Münsters hier erleben durften, werden ihnen bestimmt unvergeßlich sein.

*

Tecklenburg, 8. Jan. **Geheimrat Belli 85 Jahre alt.** Der langjährige Landrat unseres Kreises, Geheimrat Belli, vollendete sein 85. Lebensjahr. In Altena geboren, besuchte er das Arnoldinum zu Burgsteinfurt, bestand dort 1874 sein Abiturientenexamen und studierte die Rechtswissenschaften. Nach seiner Pensionierung verlegte er seinen Wohnsitz nach Weilburg.

Hoya, 8. Jan. **Eigenartiger Unfall unter dem Weihnachtsbaum.** In Schierholz im Kreise Grafschaft Hoya ereignete sich ein tragischer Unglücksfall. Dort war die 2½jährige Helga Fastenau für einen Augenblick von der Mutter allein im Zimmer gelassen worden. Während dieser Zeit holte das Kind aus einer Handtasche, die die Mutter hinter dem Radio versteckt hatte, einen Kamm heraus und begann sich zu kämmen. Dabei kam sie dem brennenden Weihnachtsbaum zu nahe; der Kamm faßte Feuer und das Mädel erlitt erhebliche Brandwunden im Gesicht. Obwohl das Kind sofort zum Arzt gebracht wurde, ist es zwei Tage darauf gestorben.

Südlohn, 8. Jan. **Zweijähriges Kind im Bett erstickt.** Während das zweijährige Töchterchen der Eheleute F. allein in seinem Bettchen im Zimmer schlief, entstand ein kleiner Zimmerbrand. Ehe man das Feuer entdeckt hatte, waren bereits so viel Rauchgase entstanden, daß das schlafende Kind erstickte. Die angestellten Wiederbelebungsversuche hatten keinen Erfolg.

Geldern, 8. Jan. **Am Hochzeitstage der Tochter vom Herzschlag getötet.** In der Familie Hubert Vriens in Hinsbeck war Hochzeit. Die Tochter heiratete. Am Abend des Tages aber verwandelte sich die Freude in großes Leid; denn die 64 Jahre alte Mutter der Braut wurde plötzlich vom Herzschlag getroffen und starb kurz darauf.

Köln, 8. Jan. **Gewaltverbrecher zum Tode verurteilt.** Unter der schweren Anklage, einen Kölner Kohlenhändler seiner Geldbörse mit 70 Mark Inhalt beraubt und den Ueberfallenen mit einem gefährlichen Werkzeug körperlich mißhandelt zu haben, stand der erst 20jährige Wilhelm Mispelbaum vor dem Sondergericht in Köln. Der Angeklagte war geständig. Das Sondergericht verurteilte ihn wegen Raubes als Volksschädling und Gewaltverbrecher zum Tode.

Köln, 8. Jan. **Fünf Verletzte bei einem Straßenbahnunfall.** In Köln-Ehrenfeld stießen infolge falscher Weichenstellung zwei Straßenbahnzüge zusammen. Hierbei zogen sich die beiden Fahrer, eine Straßenbahnschaffnerin und zwei Straßenbahnbenutzer mehr oder weniger schwere Verletzungen zu. Außerdem wurden die beiden Straßenbahnzüge schwer beschädigt.

Wiesbaden, 7. Jan. **Gefängnis wegen Fernbleibens vom Luftschutzkursus.** Weil sie trotz wiederholter Aufforderungen nicht zu den Luftschutzkursen erschien, erhielt eine Einwohnerin aus Wiesbaden-Dotzheim einen Strafbefehl über zwei Monate Gefängnis, gegen den sie Einspruch erhob. Vor dem Einzelrichter in Wiesbaden wollte die Frau ihr Fernbleiben mit Krankheit begründen, was ihr aber widerlegt werden konnte. Da Luftschutzpflicht nicht nur Selbstschutz ist, sondern auch zum Wohle der Allgemeinheit dient und indirekt Landesverteidigung ist, zu der jeder Volksgenosse verpflichtet ist, ließ es der Richter bei der im Strafbefehl vorgesehenen Gefängnisstrafe.

Vom Schneebrett in die Tiefe gerissen

Innsbruck, 7. Jan. Hier wurden sieben Skifahrer, die von der Ulmer-Hütte bei St. Anton am Arlberg zur Valluga aufstiegen, von einem Schneebrett in die Tiefe gerissen. Das Unglück wurde beobachtet, so daß sofort Rettungsmannschaften zur Unglücksstätte aufbrechen konnten. Drei Verschüttete hatten sich beim Eintreffen der Rettungsexpedition bereits unverletzt selbst aus den Schneemassen befreien können. Dagegen konnten zwei aus Augsburg stammende Verschüttete erst nach mühsamer Suche als Leichen geborgen werden. Zwei weitere Verschüttete wurden lebend, aber schwer verletzt geborgen. Das Unglück ist auf vollkommen unsachgemäße Anlage der Aufstiegsroute zurückzuführen.

200000 RM. unterschlagen

„Aus Liebe zu den Brüdern"

Bielefeld, 7. Jan. Die im Mai v. J. beim Elektrizitätswerk Minden-Ravensberg in Herford (EMR.) aufgedeckten Veruntreuungen in Höhe von über 200 000 RM., die damals weit über den örtlichen Kreis hinaus berechtigtes Aufsehen erregten, beschäftigten jetzt die Bielefelder Große Strafkammer, vor der sich die 42 Jahre alte Gertrud Hölterhoff aus Herford wegen Untreue, Urkundenfälschung und Betruges zu verantworten hatte.

Die Angeklagte war seit 1915, also seit 25 Jahren, beim EMR. tätig, zunächst als Kontoristin. Sie rückte dann als Direktionssekretärin schnell auf, war zeichnungsberechtigt und genoß volles Vertrauen, so daß sie ziemlich selbständig schalten und walten konnte. Dieses Vertrauen hat die Angeklagte in der gröblichsten Weise ausgenutzt, indem sie angeblich „aus Liebe zu den Brüdern" von 1933 bis 1940 die Summe von über 200 000 RM. unterschlagen hat. Diese unglaubliche Summe, von der die Angeklagte selbst keinen Pfennig erhalten haben will, ist nach ihren Angaben restlos in die „Weser-gesellschaft Minden" geflossen, die von den beiden jüngeren Brüdern der Angeklagten, als sie 1933 mittellos aus dem Auslande nach Deutschland zurückkehrten, zur Auswertung einer Erfindung gegründet worden war. Diese Erfindung war aber angeblich nichts wert, und als dann im Sommer 1933 dieses von Anfang an aussichtslose Unternehmen restlos fertig war, hat die Angeklagte, um das faule Unternehmen zu halten und damit den Brüdern die „Existenz" zu sichern, diese unverständlichen Geldschiebungen begangen, die nur deshalb jahrelang unbemerkt blieben, weil die Hölterhoff einmal volles Vertrauen der Werksleitung genoß und zum andern ihr gewisse „günstige Umstände" dabei sehr zu statten kamen. Daß die Brüder hierbei „im guten Glauben" gehandelt haben, scheint doch mehr als merkwürdig zu sein.

Wie die Beweisaunahme ergab, hat die Angeklagte die ersten veruntreuten Gelder in Höhe von rund 26 500 RM. einem Sparkonto der Angestellten entnommen, das bei der Bank geführt wurde und im übrigen als internes Konto bei dem Werk selbst nicht in Erscheinung trat. Weitere 134 000 RM. hat die Angeklagte dann zum Nachteil der 1927 gegründeten Pensionskasse veruntreut, deren Geschäftsführerin sie war. Um an die auf einem Depositenkonto bei der Bank liegenden Gelder heranzukommen, hat die Angeklagte ohne Wissen der Direktion ein laufendes Konto einrichten lassen, auf dem ausschließlich die Entnahmen verbucht wurden, so daß bei Aufdeckung der Verfehlungen ein Schuldsaldo von 135 000 RM. vorhanden war. Da die Angeklagte auf der andern Seite das buchmäßig unberührte Guthabenkonto vorweisen konnte, fielen die „Geldschiebungen" nicht weiter auf. Erst bei Kündigung des Depositenkontos und der Aufrechnung mit dem ‚laufenden Konto" kamen die Unregelmäßigkeiten heraus, die die Angeklagte dann zwar durch Fälschung des Kontobuches, das sie mit fingierten Einzahlungen, dem Stempel der Bank und zwei Unterschriften versah, vertuschen wollte. Aber die Situation war nicht mehr zu retten, die Verfehlungen wurden erkannt und die Angeklagte am 22. Mai 1940 in Haft genommen. Die weiteren Ermittlungen ergaben dann noch, daß die Angeklagte auch das Gehaltsabrechnungskonto benutzt hatte, um sich rund 63 000 RM. — sie selbst gab nur 10 000 RM. zu — anzueignen. Wie weit das Werk selbst, das den in Frage kommenden Konten die Beträge ersetzt hat, geschädigt wird, läßt sich im Augenblick noch nicht übersehen.

Während der Staatsanwalt einen schweren Fall der Untreue annahm und eine empfindliche Zuchthausstrafe beantragte, verneinte das Gericht einen schweren Fall der Untreue und verurteilte die Angeklagte zu zwei Jahren und sechs Monaten Gefängnis und 500 RM. Geldstrafe. Dabei war entscheidend, daß der veruntreute Betrag das Werk selbst nicht empfindlich getroffen und die Angeklagte die strafbaren Handlungen aus achtbaren Motiven, um vermeintlich ihren Brüdern zu helfen, begangen hat.

Gefährlicher internationaler Hochstapler verurteilt

Wiesbaden, 7. Jan. Wegen verschiedener Betrügereien, Diebstähle und Urkundenfälschung hatte sich der internationale Hochstapler und gefährliche Gewohnheitsverbrecher Wilhelm Busch vor der Wiesbadener Strafkammer zu verantworten.

Er erklärte sofort, daß er einen Doppelgänger haben müsse; denn er sei nicht Wilhelm Busch, er heiße Malcolm Brown und sei Rechtsanwalt in Newyork. Der Angeklagte hat niemals versucht, seinen Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen. Er ist in Bremen geboren und begann, nachdem er seine Eltern verloren hatte, ein unstetes Leben. Er fuhr nach Amerika und kämpfte während des Weltkrieges auf der Gegenseite. Später wurde er wegen verschiedener Straftaten zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, die er in Amerika abbüßte. Sodann betätigte er sich als Spritschmuggler und wurde deshalb des Landes verwiesen. Er reiste nun durch Frankreich und Belgien nach Bremen und Frankfurt. Hier erhielt er seine ersten Strafen wegen Betrügereien. Unter den Namen Kaufmann, Brown und Resse nahm der Hochstapler in verschiedenen Städten und Hotels Wohnung. Stets gelang es ihm unter irgendeinem fadenscheinigen Vorwand, unter Hinterlassung seiner Schulden zu verschwinden, bis ihn eines Tages in Wiesbaden das Schicksal ereilte. Ein Hotelangestellter sah ihn in einem Kaffeehaus sitzen und ließ ihn festnehmen. Im Gefängnis trug er sich unter falschem Namen ein, überfiel und verletzte einen Beamten schwer. Der Ausbruchsversuch konnte aber vereitelt werden.

Das Sondergericht Frankfurt verurteilte den Angeklagten zu fünf Jahren Zuchthaus. Das Märchen von der Personenverwechselung zog vor Gericht nicht, vielmehr hielt die Wiesbadener Strafkammer den Angeklagten in vollem Umfange für überführt und erkannte unter Einbeziehung der fünfjährigen Vorstrafe auf insgesamt neun Jahre Zuchthaus, fünf Jahre Ehrverlust und Anordnung der Sicherungsverwahrung.

Hauptmann Holthausen und das Mädchen Sabine

Ein Schicksalsroman aus unserer großen Zeit von Erika Wille

Urheberrechtsschutz: Deutscher Romanverlag vormals E. Unverricht, Bad Sachsa (Südharz)

6)

Er war ein anregender Gesellschafter, konnte von der ganzen Welt erzählen, und alles, was er vorbrachte, war spannend und fesselnd. Ich möchte gerne wissen, was er eigentlich genau ist! dachte Sabine, aber fragen mochte sie ihn nicht.

Eine Frage des Rechtsanwaltes klärte sie auf.

„Ist dein letztes Buch schon erschienen, Christof? Ich hörte noch nichts davon —"

„Es sollte erst zum Weihnachtsgeschäft auf den Markt kommen. Mein Verleger verspricht sich anscheinend viel davon. Mir kann das ja lieb sein. Lesen werde ich es wohl nicht mehr."

Da war wieder der Schatten über seiner Stirn, von dem Sabine sich fast unbewußt fürchtete. Er sollte lächeln, plaudern, tanzen, aber nicht so aussehen.

„Sei nicht so pessimistisch, Christof. Der Krieg wird schon nicht so lange dauern. Mach doch meiner Braut keine Angst. Warum sollst du den dein eigenes Buch nicht lesen könnnen?"

Der Rechtsanwalt hob sein Glas: „Auf guten Erfolg, Christof!"

„Danke. Und nun darfst du ruhig ein erleichtertes Gesicht machen, wenn ich dich bitte, mich und Fräulein Dahlen jetzt zu beurlauben. Wir wollen euch nicht länger stören —"

„Sabine?"

Hede Walter sah erstaunt auf.

„Herr Holthausen will mich nach Hause bringen, Hede", sagte Sabine und ärgerte sich im selben Augenblick. Weshalb schwindelte sie denn die Freundin so an?

Was mußte der Mann an ihrer Seite von ihr denken? Sie konnte doch ruhig sagen: Wir wollen noch ein Stück spazieren gehen. Da war doch nichts dabei.

Ihre Lügerei gab der ganzen Sache erst eine Bedeutung, die sie nicht hatte.

Sabine biß sich in die Lippen und schämte sich schrecklich.

Aber Holthausen verabschiedete sich so ruhig von Hede Walter und seinem Freunde, als habe er nichts verstanden.

„Wir treffen uns morgen vormittag an der Bahn, Friedrich. Bis dahin vielen Dank, Fräulein Walter."

Dann stand er neben Sabine auf der Straße.

„Sie haben keinen Mantel mit. Werden Sie frieren?" Nein, es war ja so warm, viel zu heiß sogar, fand Sabine, aber das kam wohl von innen heraus.

Christof Holthausen winkte einer vorbeifahrenden Taxe!

„Wir fahren ein bißchen hinaus, wo es Bäume gibt und Himmel — ja? Denn das ich Sie nach Hause bringen soll, war doch nicht Ihr Ernst?"

Er hatte es also genau verstanden. Eigentlich wollte Sabine bitten: Ja —bringen Sie mich nach Hause, ich — nun fürchte ich mich doch. Aber das konnte sie nicht sagen.

Und wieder schwindeln? Kopfschmerzen oder Müdigkeit vorschützen, in diese hellen, scharfen Augen hinein?

Sie war so hellwach wie selten.

Still saßen sie neben dem Mann in der Taxe, der angestrengt auf die vorbeigleitenden Häuser zu sehen schien. Seine braune Hand lag geballt auf seinem Knie, als müsse sie etwas halten, das sie nie wieder loslassen dürfte

Mit einem Male hatte Sabine den unsinnigen Wunsch, diese Hand streicheln zu wollen, aber sie tat es nicht, natürlich nicht!

Sie saß schließlich neben einem Mann, den sie erst seit knapp zwei Stunden kannte. Das war schon ausgefallen genug.

Die Taxe hielt irgendwo draußen vor der Stadt, wo es wirklich grüne Bäume und weiten Himmel gab.

Die breite Straße, auf der der Wagen drehte und dann wieder zur Stadt hin verschwand, lief am Rande eines Gehölzes entlang, auf der anderen Seite lagen vereinzelte Villen. Sabine erkannte die Gegend und fühlte sich dadurch irgendwie sicher. Hier in der Nähe war der See, auf dem die Regatten gefahren wurden. Hier hatte sie schon manchmal weite Spaziergänge unternommen.

Christof Holthausen stand und sah dem Wagen nach, bis er restlos verschwunden war. Dann drehte er sich um und nahm Sabine plötzlich in seine Arme. Heiß fühlte sie einen Augenblick seinen Mund auf ihren Lippen — spürte irgendeine Kraft, die von seinem Körper auf sie überging, und stand schon wieder allein im Dunkel.

„Seien Sie mir nicht böse", sagte ruhig Christof Holthausens Stimme. „Ich mußte noch einmal in meinem Leben einen Mädchenmund küssen."

Eigentlich wollte Sabine auffahren — beleidigt sein —, aber sie konnte es erstaunlicherweise nicht. Es war ihr, als sei dieser Kuß das Natürlichste von der Welt gewesen.

Nun nahm der Mann ihren Arm:

„Wir gehen ein bißchen — ja? Und Sie erzählen, weshalb Sie allein sind."

„Das — das möchte ich nicht!"

Sabine blieb stehen und schob leise ihre Hände unter die Rockaufschläge seiner Jacke. Sie stand genau vor ihm:

„Bitte, ich möchte darüber jetzt nicht reden müssen!"

Denn dann würde sie von Martin sprechen, würde zum ersten Male in ihrem Leben laut zugeben, daß er sie verlassen hatte, daß er sich einfach nicht mehr um sie kümmerte.

Der Mann legte seine großen Hände über die Stirn.

„Es ist ein Mann, nicht wahr, Sabine? Können Sie ihn nicht vergessen?"

Ganz zart zog er ihre Rechte an die Lippen. Sabine fühlte eine weiche Welle über ihr Herz laufen.

„Ich habe ihn schon vergessen, weil ich es muß", sagte sie tapfer und fühlte mit einem Male, daß ein Druck von ihr wich. Hatte sie Martin wirklich schon längst vergessen und es nur nicht gewußt?

„Er — hat mich geküßt", sagte sie leise. — so, als könne sie sich nur mühsam daran erinnern.

„Und er ist der Einzige geblieben, nicht wahr! Sabine?"

Dieser Mann kennt ja alles von mir! durchfuhr es Sabine, und dann lächelte sie plötzlich:

„O nein!", sie hatte ja seinen Kuß noch auf den Lippen.

„Ach — ich zähle nicht mit. Ich meinte — andere Männer!"

Er hatte also auch dies verstanden.

Eine Weile gingen sie nun wirklich schweigend neben einander her. Der Wald nahm sie auf. Christof Holthausen folgte einem im Dunkel kaum sichtbaren Pfad, und Sabine wunderte sich, wie sicher er auf dem vollkommen fremden Weg ging.

Ganz still standen zu beiden Seiten die Bäume und verflochten ihre Kronen über den beiden Menschen zu einem dichten Dach, durch das nur hier und da ein Stern blitzte.

(Fortsetzung folgt.)

Am häuslichen Herde

Walter Schaefer: Das Königsmenuett

Eine Erzählung aus dem Jahre 1741

Das rauschende Stimmengewirr verstummte. Wie silberner Glockenton fielen die ersten Takte des Menuetts in die fast ehrfurchtsvolle Stille. Die Paare traten an. Der junge König eröffnete den Ball im Berliner Schlosse.

Graf Gotter trat aus der breiten Saaltür in den Schatten eines Pfeilers und sah auf das farbenfreudige Bild herab. Unwillkürlich begann er es zu vergleichen. Vor wenigen Stunden erst war er heimgekehrt aus Wien, wohin der Befehl seines jungen Königs ihn gesandt hatte.

Wien! Wie schwerelos, wie trunken lebte man am Hofe der alten Kaiserstadt! Auch in den Tagen seiner Anwesenheit. Als Bote war er erschienen. Als Bote von Frieden oder — Krieg. Aber Wien hatte getanzt und gelacht. Und die adligen Perücken an der Hofburg die um die junge Kaiserin herumtänzelten, hatten ihn ungläubig, nachsichtig angelächelt. Wie? Forderungen aus Berlin? Hatte der Glanz des Thrones dem eleganten jungen Phantasten an der Spree den Sinn verwirrt, daß er sich anmaßte, im Strauß mit Habsburg Lorbeeren zu pflücken? Torheiten! Und die Hofburg tanzte.

Freilich, auch Berlin tanzte. Tanzte hier im Schloß, und der graziöseste der Tänzer, der da im Takte des Menuetts voranschritt, war der König selbst. Der Graf suchte das Antlitz des jungen Fürsten. Ein leichtes, konventionelles Lächeln stand darauf. Ob der König wohl vergessen hatte, was war? Gern hätte der Graf jetzt hinter der hohen, weißen Stirn gelesen.

Als er das Schloß betreten hatte, da war er den Generalen begegnet. Sie waren vom König gekommen, der zu ihnen gesprochen hatte von seinem Recht und von den Tagen von Fehrbellin, da sein Ahn den Grundstein gelegt hatte zu dem Bau, der nun Preußen hieß. Der König hatte darauf den schimmernden Saal betreten, der König tanzte Menuett. Und Preußens Armee marschierte. Nach Schlesien. Wer war er, dieser junge Fürst?

Eine leichte Hand legte sich dem Grafen auf die Schulter.

„Sie haben Wien gesehen, Graf, und Sorgenfalten auf der Stirn?"

Marquis Botta, Habsburgs Gesandter, lächelte sein gewinnendstes Lächeln. Er sah das Erstaunen des Grafen, aber er beachtete es nicht, obwohl er es begriff. Nach der letzten Aussprache mit dem König an diesem Morgen hätte er wohl die Pferde zur Abreise anspannen lassen müssen: denn seine Mühe war umsonst gewesen. Der König hatte weder seine Beschwörungen noch seine versteckten Drohungen beachtet. Und Graf Gotter sprach seine Gedanken aus:

„Ich glaubte Sie längst auf der Fahrt nach Wien, Marquis."

„Dann wären alle Fäden endgültig zerrissen," entgegnete Botta. „Sehen Sie Ihren König. Er lächelt. Die Musik schließt sein Herz auf. Vielleicht hört er mich noch einmal. Vielleicht ist diese Stunde günstiger. Ich will alles tun, um Europa den Frieden zu retten."

„Das hätte man schon in Wien tun können, als mein König durch mich Bündnis und Hilfe anbieten ließ," erwiderte Gotter ernst. Aber der Marquis lachte:

„Bedenken Sie doch, Graf: um welchen Preis diese Freundschaft!"

Gotters Brauen zogen sich zusammen. „Ist Schlesien ein Preis? Vergeßt ihr in Wien, daß das Recht der Krone Preußen an dieses Land älter ist und gerechter als der Titel, auf den ihr euch beruft, und der doch nur da ist, weil das Haus Habsburg einmal die größere Macht hatte und darum zugriff?"

„Sie sprechen sonderbar, lieber Graf," antwortete mit leiser Erregung der Marquis. „Sie sprechen, als wäre die größere Macht inzwischen auf Preußen übergegangen. Liegt da nicht eine höchst gefährliche Ueberschätzung vor?"

Gotters Gesicht wurde plötzlich heiter. „Die Antwort hat Ihnen der König heute früh gegeben. Sie lobten, wie mir berichtet wurde, an den preußischen Truppen, daß sie schön seien. Der König antwortete Ihnen, Sie würden auch noch erfahren, daß sie gut seien."

Auch der Marquis antwortete nun scheinbar völlig versöhnt: „Er ist der scharmanteste Kavalier, Ihr König. Und er ist doch der Sohn seines Vaters."

„Erklären Sie sich deutlicher, Marquis!"

„Gern. Friedrich Wilhelm hat ein Leben lang das preußische Schwert geschmiedet. Ein Leben lang stand er auf der Wacht für sein Preußen, immer mit gespanntem Hahn."

„Ich weiß", lachte Gotter, „und weil es niemals krachte, flüsterte man sich an Europas Höfen das spöttische Wort zu: So schnell schießen die Preußen nicht. Dabei ist aber die Frage nicht geklärt, ob der König nicht zu schießen wagte, oder ob er es niemals nötig hatte."

„Ein Wortspiel, lieber Graf. Erregen wir uns nicht. Warten wir. Hören Sie die Musik, dies köstliche Menuett, zu dem Ihr König tanzt."

„Nicht mehr, Marquis."

Die Augen des Grafen suchten bei diesen Worten den Saal ab. Die Paare tanzten noch, aber der König war nicht zu sehen. Da trat eine Ordonnanz an Gotter heran und flüsterte ihm ein paar Worte zu. Der Graf nickte und schaute sich nach dem Marquis um, in dessen Gesicht Verwirrung und Ratlosigkeit stand.

„Was bedeutet das, Graf? Wo ist der König?"

„Sie werden noch viel zu lernen haben, Marquis. Der König — reitet!"

*

Steinhart war der Boden gefroren. Auf den Feldern längs der Straße nach Crossen lag eine dünne Schneedecke. Der Wagen des Königs holperte mit harten Schlägen über die unebene Erde dahin.

Als der Morgen graute, hatte Friedrich die Truppen eingeholt. Er ließ sich sein Pferd bringen, stieg aus und saß auf. In schlankem Trab überholte er nun Kompanie um Kompanie.

Beim Einzug in Crossen gab es eine Stockung. Der König kam nicht weiter. Verworrene Gerüchte schwirrten die Marschkolonnen entlang. Ordonnanzen schafften gebieterisch Platz, und der König ritt weiter. Bis zur Kirche. Die war von aufgelösten Gruppen seiner Soldaten umlagert. Die Hälse reckten sich dem Portal zu, auf den frostroten Gesichtern stand Verzagtheit, Kleinmut. Scheue Blicke streiften den näherreitenden König.

„Was habt ihr? Rapport!"

Der Korporal schob sich gedrückt näher. Die Umstehenden horchten mit gespannter Befangenheit herüber. Der Korporal berichtete: Der Glockenstuhl der Kirche war gebrochen, die Glocke zur Erde gestürzt. Eben erst. Just um die Stunde, da der König eingeritten war."

„Kein gutes Zeichen, mit Verlaub, Majestät," schloß der Alte. Die anderen nickten besorgt.

Friedrich sah zum Turm empor, um den jetzt blinkend die Sonne spielte. Dann schaute er den Männern ins Gesicht. Die hoben die Köpfe; denn in Friedrichs Augen war ein blankes Leuchten, das jedem von ihnen in die Herzen hinein funkelte. Sie scharrten betreten, verlegen mit den Füßen, schoben sich näher, sahen zur Rechten, grinsten in plötzlich aufkeimender Heiterkeit und wußten noch nicht, warum ihre Bedrücktheit nun so rasch verflogen war. Da sprach der König und sah noch einmal den Alten an.

„Kein gutes Zeichen, meinst du, Alter? Kein gutes Zeichen, wenn erniedrigt wird, was hoch war? Wenn sich zeigt, wie morsch das Gebälk ist, das dies Hohe trug? Wenn es sich zeigt just zu der Stunde, da wir gegen Habsburg marschieren? Wenn das ein Zeichen war, hast du's schlecht gedeutet. Aber ich kenn dich und weiß gottlob, daß du dich auf dein Gewehr besser verstehst."

Er nickte und ritt lächelnd weiter. Hinter ihm brauste der Jubel auf. In hartem Tritt marschierten die Regimenter der Grenze entgegen.

Preußens Adler flog sieghaft durch das schlesische Land. Die Welt lauschte. Wer war dieser junge Fürst? Was war mit dem preußischen Heer, vor dem sich in wehrloser Furcht die Tore der Städte öffneten? Wo waren Habsburgs Bataillone? Was wurde mit Breslau?

*

Grell stand die Wintersonne in den ersten Januartagen des Jahres 1741 über Breslaus Türmen. Menschen säumten die Straßen, Musik klang auf.

Wagen zuerst, Wagen mit Maultieren davor, die gezäumt waren mit blauen, goldgesäumten Decken. Dann der Königswagen, darin schwer und kostbar der Hermelin lag. Und dann, an der Spitze seiner Generale, der junge König. Die Breslauer starrten und staunten, bezaubert und hingerissen, und wo Hände grüßten und winkten, dankte Friedrich mit herzgewinnendem Lächeln, indem er immer und immer wieder mit dem Hute grüßte.

Zum Abend waren die Vornehmen der Stadt und der Adel des Landes geladen. Abseits vom Trubel des Festes im herrlich geschmückten Saale stand wieder Graf Gotter. Und wieder, wie vor wenigen Wochen im Schlosse zu Berlin, klang auffordernd das Menuett auf. Das Königsmenuett, sann der Graf, als er seinen Herrn mit einer Dame aus vornehmem Geschlechte den Tanz eröffnen sah.

Ein tiefes Wundern kam über den stillen Beobachter. Und wieder fragten seine Gedanken: Wer ist dieser König, der da lächelnd tanzt und reitet und Städte erobert und wieder tanzt? Ist er es, auf den das Reich wartet? Das Reich, von dem sein großer Ahn geträumt, als er sich den Welschen stellte und die Schweden jagte?

Graf Gotter schaute auf und schrak zusammen. Wieder, wie damals in Berlin, war der König verschwunden. Gotter verließ den Saal, eilte die Treppe hinab und erreichte den Hof, den Fackeln spärlich erleuchteten. Wachen standen da, gesattelte Pferde. Der Graf wollte fragen. Da stand eine verhüllte Gestalt neben ihm.

Gotter verneigte sich ehrfurchtsvoll. Friedrich hatte ihn erkannt.

„Nun haben Sie mich also ertappt, Gotter. Ja, ich muß wieder reiten. Meine Regimenter warten auf mich. Ruhe darf ich mir nicht gönnen. Noch lange nicht. Tag und Nacht liegt mir das Schicksal des Reiches auf dem Herzen. Ich allein kann und soll es jetzt aufrecht halten. Grüßen Sie mir mein Preußen!"

Schon saß der König im Sattel. Im Dunkel verklangen die Hufschläge, von den hohen Saalfenstern aber wehten silbern und fein die Klänge des Königsmenuetts herab, und das festliche Licht verlor sich im Dunkel der Ferne . . .

Ursula und der kleine Umweg

Skizze von Karl Lütge

Kurz nach dem Weltkrieg galt der Sport noch als etwas Ungewöhnliches im Bückeburgischen. Ursula und Gerda standen daher mit spottend verzogenem Gesicht in der Allee, die von Bückeburg nach Bad Eilsen, dem Schwefelbad, führte. Der erste Zehntausendmeterlauf sollte gestartet werden.

Die beiden jungen Mädchen zwängten sich aneinander unter einen Schirm, denn es regnete. Trotzdem flogen ihre Blicke hell zu den jungen Männern, die ihre Kräfte messen wollten.

Der Start verzögerte sich wegen des Regengusses. Unter allen Bäumen und unter Schirmen standen zusammengedrängt Zuschauer. Horst B. strebte in diesem Augenblick mit straff gepacktem Rucksack, inmitten einiger Freunde, vorüber, Richtung Harrl.

Horst zog alle Blicke auf sich. Er war Kriegsfreiwilliger gewesen und in Kriegsgefangenschaft geraten. Erst vor etwa einem Jahr kehrte er nach Bückeburg heim. Ursula und Horst hatten sich immer gut verstanden, früher, vor dem Kriege. Jetzt war die Flamme sacht erloschen. Sie sahen sich kaum noch. Horst war ein zu stiller Mensch für die quicklebendige Ursula. Er zeigte nichts von dem Heldischen, das die Leute mitunter preisend erzählten. Nicht einmal Sport schien er zu treiben.

Horst hielt am Start der Läufer inne, fragte.

„So? Zehntausendmeter-Lauf? Das möchte ich auch einmal probieren. Bin bei den Engländern manchmal zu meinem Spaß gelaufen."

Die angehenden und künftigen Sportler lächelten nachsichtig. Doch sie widersprachen dem Verlangen nicht. So entledigte sich Horst B. des Rucksackes und stellte sich zum Start.

Ursula und Gerda machten runde Augen vor verhaltener Bewunderung. „Paß auf, jetzt blamiert er sich", prophezeite Ursula.

„Na, so sieht er nicht aus! Ich habe ihn ein paar Mal beobachtet, er läuft heimlich ganz für sich, und die dummen Leute sagen sogar ‚der Verrückte' dafür!"

Der Lauf begann. Ursula war vor ungeduldiger Erwartung stark aufgeregt. Nach fast einer halben Stunde tauchte der erste Läufer als winziger Punkt in der langen, sich verjüngenden Lichtspalte der Allee wieder auf; ein Rudel Radfahrer begleitete ihn. Bald sah man, daß dieser Läufer, der vom Schwefelbad Eilsen herüberkam, keinen Sportdreß trug. Drüben im Bad der Rheumatiker und Gichtiker würden sie Augen gemacht haben, als es um den Wendepunkt im tiefliegenden, hübschen Kurpark im Hui ging.

Mit drei Minuten Vorsprung erreichte Horst B. das Ziel.

Die Leute schrien begeistert durcheinander, weil der Kriegsfreiwillige und Kriegsgefangene, der so wenig aus sich machte, mehr als Zünftige leistete. Ursula und Gerda fieberten vor Aufregung. Sie drängten sich zu ihm vor. Horst B. war der Held!

Horst grüßte flüchtig herüber. Er winkte dann seinen Freunden und verlangte seinen Rucksack zurück. Die Sportsleute versuchten, ihn zurückzuhalten. Ob er nicht in ihren Verein eintreten wolle? Und was er eigentlich noch zu beginnen plane?

„Ach," entgegnete Horst B., „hab' ja den Ausflug in den Harrl vor; wird nun Zeit nach diesem kleinen Umweg!"

Ursula und Gerda kniffen sich vor Begeisterung gegenseitig in die Arme. Horst, der eben die 10 000 Meter als Sieger gelaufen war, betrachtete dies gelassen als „kleinen Umweg" und zog nun zu seinem Ausflug, der offenbar doppelt so weit sein würde.

War er nicht doch ein tüchtiger Bursche, dieser Horst B.? Ja, Ursula hatte es immer gewußt. Und weiß es heute erst recht, da Horst in der Siegerliste größter Veranstaltungen 1920/27 oben ansteht und nicht zuletzt, weil sie selbst seit 18 Jahren eine Frau B. ist . . .

Sobald sie von dem „Umweg" über die Zehntausendmeterstrecke nach Bad Eilsen erzählt, zwinkert sie listig mit den Augen; denn auch sie war erst einen kleinen Umweg zu Horst gegangen.

Humor

„Gestern fragte mich ein Herr, ob ich einen Schinken von ihm kaufen wolle!" — „Na — und? Mir läuft das Wasser im Mund zusammen!" — „Mir ist es inzwischen wieder eingefroren! Der Herr ist nämlich Kunstmaler!"

Das Konzert

Eine Geschichte aus Wien von Peter Prior

Der alte Kapellmeister Staudigl ging dreimal an dem kleinen Hause vorbei, um von der anderen Seite durch die dichten Rosenbüsche im Vorgarten hindurch endlich einmal einen Blick in das Fenster werfen zu können. — An einem Flügel, der einstmals bestimmt teuer gewesen, saß ein blondes Mädchen von etwa siebzehn Jahren und übte die Sonate Appassionata von Beethoven. Sie übte die Sonate schon seit Monaten. Und jedesmal, wenn der alte Herr Staudigl durch die stille Gasse in Grinzing wanderte, um sich hinauf zu seinem Frühschoppen im Krapfenwaldl zu begeben, mußte er ein Stückchen der Sonate mitnehmen, den Anfang, etwas aus der Mitte, dann vom Schluß, aber abscheulich gestümpert, jeder zweite Ton falsch, alles im Trauermarschtempo, von ungeübten Händchen geklimpert in des Wortes vollster Bedeutung. Die herrliche Sonate, die Appassionata!

Das wurmte den alten Staudigl sehr. „Ja, das ist das Fräulein Sophie!" sagte ihm jemand auf seine vorsichtige Frage, „sind arme Leute! Aber das Maderl hat einen Ehrgeiz. Will Künstlerin werden, kann den Beethoven schon spielen. Man hört es bis zum Kahlenberg hoch, so eine Kraft hat das Maderl in den Fingern. Und schön hört es sich an!"

Und ein anderer meinte: „Das Maderl hat es gar nicht notwendig, andere Sachen zu spielen. Walzer und solches Zeug ist nix für sie. Nur feine, vornehme Sachen spielt die Sophie. Und sie versteht was von der Musik. Hat eine Klavierlehrerin!"

Eines Tages kam der Herr Kapellmeister Staudigl wiederum vom Krampfenwaldl zurück. Er gar guter Laune, der Heurige hatte geschmeckt und — endlich einmal keine Apassionata. Im Vorgarten des kleinen Hauses unter den blühenden Rosenbüschen stand die Sophie, blond, fesch, jung, blauäugig. Man sah es ihr wirklich nicht an, daß sie so miserabel Klavier spielte. Und der Staudigl sagte zu ihr, so beim Vorbeigehen: „Ich vermisse heute sehr ihr Spiel, bin es so gewöhnt auf meinem Spaziergang!" „Wir lassen das Klavier stimmen!" lachte die Sophie. „Meine Eltern sind verreist und so paßt das gut wegen dem Lärm. Aber schön spiel ich die Apassionata, nicht wahr!" „Freilich, freilich!" grinste der alte Staudigl. „Aber, was ich sagen wollte! Morgen Abend spielt im Musikvereinssaal ein alter Bekannter von mir. ein Klaviervirtuose, vier Sonaten von Beethoven! Darunter auch die Appassionata! Wollen Sie sich den einmal anhören, vielleicht können Sie doch noch was lernen?"

„Möglich ist das schon?" meinte versonnen das Mädchen. „Aber für solche teure Plätze habe ich kein Geld!" „Sie bekommen sowieso keine Plätze mehr, aber ich habe welche!" log Staudigl gräßlich. „Gute Plätze! Gleich vorn! Und wenn es Ihnen nichts ausmacht, dann lade ich Sie ergebenst und hochachtungsvoll ein. Wir setzen uns gleich da drüben in die Elektrische und fahren in die Stadt, hören uns den Musiker an und die Apassionata, und ich bringe Sie wieder heim. Da verfällt die zweite Karte nicht." Die Sophie guckte sich den alten Herrn an, lächelte ein wenig und sagte dann zu. „Die Eltern werden schon nicht schimpfen!"

Der alte Staudigl aber fuhr rasch in die Stadt und kaufte zwei Karten. Teure Plätze. Kam ihm nicht darauf an, wo es sich um die Apassionata und seine Frühschoppenruhe handelte.

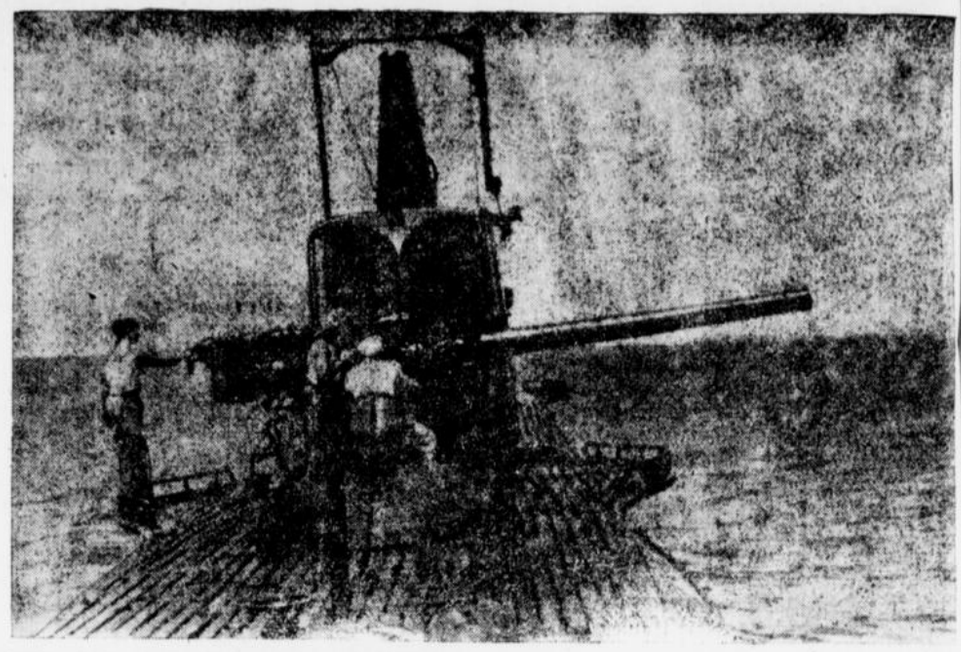
Der Musikvereinssaal war bis auf den letzten Platz gefüllt. Auf die Bühne trat ein großer, blasser, nicht mehr junger Mann, musterte grüßend das Publikum und setzte sich an den Flügel. Einen Augenblick blieb er sinnend sitzen, dann begann die Apassionata . . . Verstohlen blickte Staudigl auf seine Nachbarin. Sie hatte ihre Apassionata mitgenommen und wollte mitlesen, wie ihr die Nachbarin geraten hatte, damit sie was lernt. Aber die Sophie war blaß geworden und sah mit großen Augen auf den Künstler. Die Hände zitterten und umsonst versuchte das Mädchen ab und zu auf dem Notenblatt dem Spiel zu folgen. Sie gab es auf. Sie erkannte ihre Passionata nicht wieder.

„So spielt man die!" flüsterte sie in der Pause.

„Wenn man kann", meinte der Staudigl. Und dann fuhren sie nach Grinzing zurück und nahmen Abschied an dem kleinen Hause. „Danke auch recht schön!" sagte die Sophie. „Und nehmen Sie doch alle Rosen mit!" — „Nein, nein!" lachte der Staudigl. „Nur eine!" und er verschwand im Dunkel der kleinen Gasse mit den vielen Gärten . . .

Er hörte niemals mehr die Apassionata, wenn er vorbeiging, aber andere schöne Sachen und den freundlichen Gruß der Sophie. Nur einmal war es ihm, als ob — — Aber es war nur das Lied: „Kommt ein Vogerl geflogen, setzt sich nieder auf mein Fuß!" Aber das spielte die Sophie ganz wunderbar. Und der Staudigl lächelte. Das Geld für die zwei Karten war gut angelegt.

Der Befehlshaber der Unterseeboote zeichnet tapfere Männer aus. (PK., Scherl — M.)

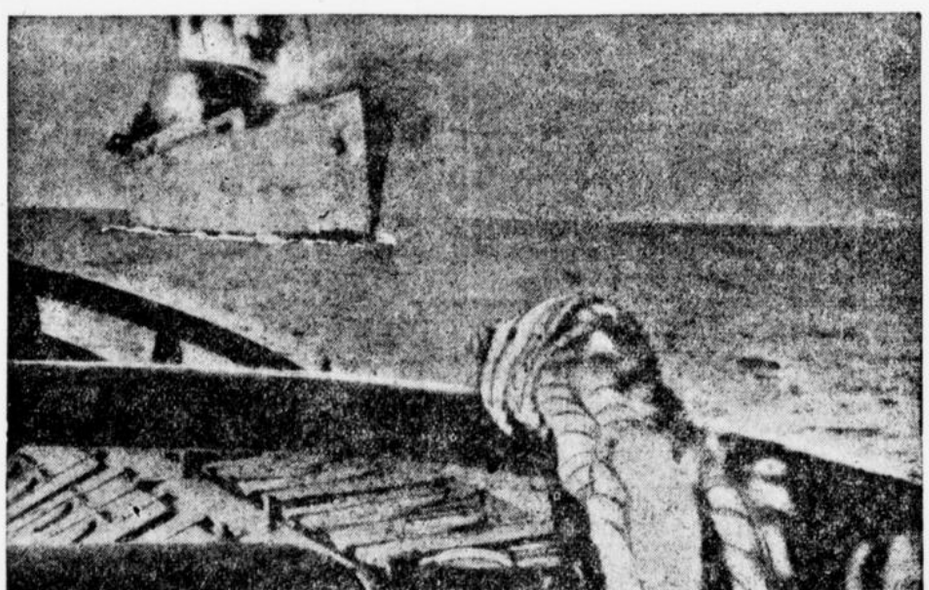


Italienisches Unterseeboot klar zum Artilleriegefecht. (Weltbild — M.)

Laden und Sichern!
Ein Schnappschuß von der Grundausbildung unserer Panzerjäger. Auch sie werden, wie alle Soldaten unserer Wehrmacht, einer gründlichen, infanteristischen Schulung unterworfen. Hier sieht man sie beim übungsmäßigen Laden und Sichern. (PK., Scherl — M.)

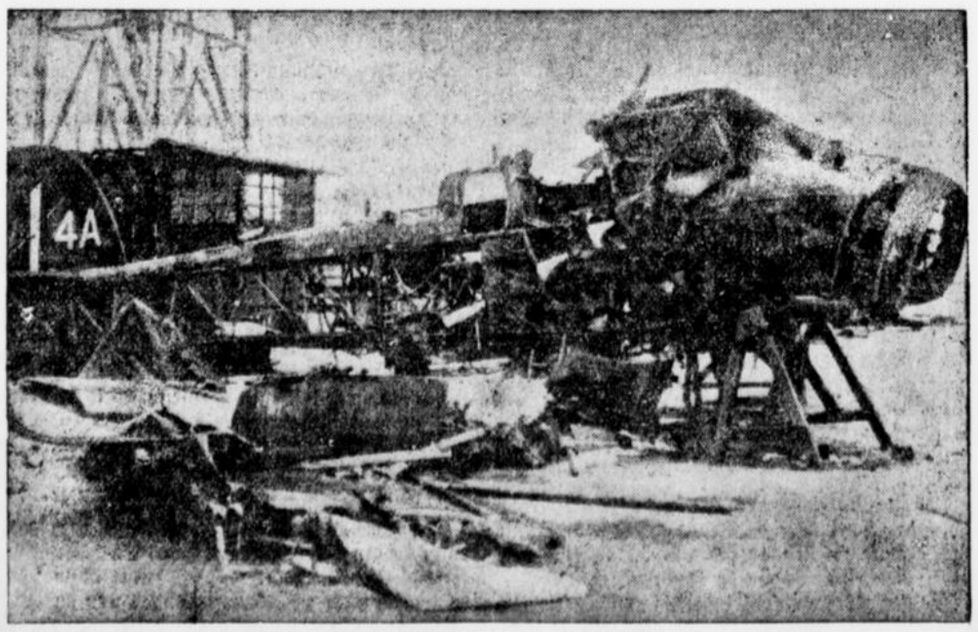
Letzte Besprechung vor dem Nachtstart
An Hand der Karte gibt der Staffelkapitän den Besatzungen Ziel und Aufgabe des Nachtfluges bekannt. (PK.-Spieth-Scherl / M.)

Ein Wahrzeichen an der nordfranzösischen Kanalküste
ist der Leuchtturm von Kap Gris Nez. Bei guter Sicht hat man von hier aus einen guten Ueberblick auf die feindliche Küste.
(PK., Scherl — M.)



Das Ende eines stolzen Britenschiffes
Nach einem Angriff deutscher Kampfflugzeuge auf den 42 000-Tonnen-Dampfer „Empreß of Britain" im Atlantik geriet das Schiff in Brand und mußte von der Schiffsbesatzung aufgegeben werden. Ein Torpedo eines deutschen Unterseebootes kam den englischen Schleppern zuvor, und das Schiff versank in den Fluten. (Weltbild / M.)

Nach dem deutschen Großangriff
Soeben erreichte uns dieses Bild, das von England nach Amerika gefunkt und von dort auf dem Luftwege nach Europa befördert wurde. Es zeigt die Straßen von Southampton nach dem großen Angriff der deutschen Luftwaffe. (Scherl — M.)



Britisches Torpedoflugzeug abgeschossen
Eines der britischen Torpedoflugzeuge „Swordfish", das von der italienischen Luftwaffe abgeschossen und in diesem Zustande geborgen wurde. (Scherl — M.)

Wenn Paulchen sagt, es schmeckt, dann schmeckt's . . .
Als Paule Kemp mit KdF. an die Front fuhr, ließ er es sich nicht nehmen, die Feldküche zu „inspizieren". (Atlantic — M.)